

Berliner

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzelne Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertel, 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
SO. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Spedition:
„Volksblatt“, Deuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 37.

Sonnabend, den 13. September 1890.

IV. Jahrgang.

Regierung und Arbeiter. — Zur Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus in Deutschland. — Die Praxis des preussischen Vereinsrechtes I. — Amerikanische Schutzpläne. — Der Arbeiterschutz vor dem Kongress der französischen Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaften. — Kongress der englischen Gewerkschaften.

Gedicht. — **Novelle.** — Aus meinem Bauernspiegel. — Das platte Land und die Sozialdemokratie III. — Die Entwicklung des französischen Naturalismus.

Achtung!

Diejenigen Genossen, welche auf Grund des Sozialisten-Gesetzes aus Berlin ausgewiesen wurden und gewillt sind, zum 1. Oktober nach Berlin zurückzukehren, resp. vorübergehend zu dieser Zeit Berlin besuchen wollen, werden hierdurch ersucht, ihre Adressen spätestens bis 20. September brieflich mit Angabe, ob sie in Berlin zu verbleiben, oder nur vorübergehend zurückzukehren gedenken, umgehend an Unterzeichnete einzureichen, da spätere Meldungen nicht berücksichtigt werden können. Alle bis dato, sowie bis zum 20. September eingehende Meldungen und Anfragen werden wir mit näherer Angabe, in betreff des Empfanges u. s. w. bis spätestens den 22. September brieflich beantworten.

Otto Klein, Cigarrengeschäft,
S., Ritterstr. 15.

Carl Wildberger, Tapezierer,
S., Kommandantenstr. 60.

Gottfried Schulz, Cigarrengeschäft,
SO., Kottbuserplatz.

Otto Thierbach, Tischler,
N., Rheinsbergerstr. 29.

Die Parteiblätter werden um Abdruck dieses Aufrufes gebeten.

Regierung und Arbeiter.

Ein paar Monate ist es her, da erschien der Vortrag, welchen Professor Brentano vor dem Leipziger Vereine „Deutscher Studenten“ gehalten hatte, im Druck. Er behandelt die Stellung der „Gebildeten“, d. h. derer, welche eine Hochschule besucht haben, zur Arbeiterfrage. Sanft und freundlich gleiten die Worte dahin. Der Herr Professor predigt Entgegenkommen, Versöhnung. Von den sozialen Aufgaben der Kirche haben wir schon allzuviel gehört, doch fand die Botschaft immer noch keinen rechten Glauben. Brentano versucht es von einer anderen Seite. Er spricht von den sozialen Aufgaben der Gebildeten. An Stelle des Priesters soll der glückliche Besitzer eines Abiturientenzeugnisses, womöglich eines Doktor- und Referendartitels treten. Daß die gegen-

wärtige Gesellschaftsordnung ebensowenig wie eine der früheren ewige Dauer haben kann, räumt er voller Gefälligkeit ein, nur schreibt er — sehr bezeichnend für die Taktik der modernen Nationalökonomie — die Erkenntnis des ökonomischen Verderbesses nicht Marx, sondern der sogenannten „historischen“ Schule zu. Was die Herren von Marx übernehmen müssen, weil die Thatsachen allzulaut dafür sprechen, das behaupten sie, schon immer selbst gedacht zu haben. Dadurch, daß sie das Geburtsattest der Gedanken ein wenig fälschen, meinen sie vielleicht dieselben von allem revolutionären Gifte zu desinfizieren. Und in der That Ideen mit der Etiquette „vom deutschen Professorenthum erzeugt und approbirt“ erwecken ein bei weitem größeres Vertrauen, kein Mensch denkt sich dabei mehr etwas schlimmes.

„Einst wird kommen der Tag, wo die mächtige Mios dahinsinkt.“ Auch Herr Brentano muß an den alten homerischen Vers denken, wenn er den stolzen Bau der kapitalistischen Wirthschaft betrachtet. Doch meint er wohlgemuth, das habe noch lange, lange Zeit; gegenwärtig müsse man vor allem trachten, politisch-soziale Revolutionen, für welche ein gewisser Zündstoff schon vorhanden sei, zu vermeiden. Wie es sich empfiehlt für einen Versöhner, der „höher steht, als auf der Linie der Partei“, wird als das Uebel solcher Revolutionen nicht die Schädigung der „Besitzenden und Gebildeten“, sondern die Erschütterung der nationalen Machtstellung und die Gefährdung der Kultur hingestellt. Wir befinden uns im Reiche des stillen akademischen Idealismus, weitab vom Rauschen der Maschinenräder und dem wilden Toben der Konkurrenz; nur gedämpft klingt der Schrei des wirklichen Lebens in den gemüthlichen Kneipsaal hinein.

Die Gebildeten, d. h. die Leute mit Abiturienten-Zengniß, welche aber keine Kapitalisten sind, sondern sich den Unterhalt (als Beamte, Techniker, Kaufleute u. s. w.) durch den Verkauf ihrer geschulten Arbeitskraft verdienen, stehen in keinem unmittelbaren Interessengegenstände zum Arbeiter. Sie sind daher nach Brentanos Auffassung, in erster Reihe dazu berufen, zwischen den beiden sich unmittelbar gegenüberstehenden Interessen der Arbeiter und Unternehmer zu vermitteln. Sie sollen die Forderungen der Arbeiter, soweit dieselben berechtigt sind, anerkennen und die öffentliche Meinung dafür gewinnen. Das Endziel ihres Bemühens müsse eine wirksame Arbeiterschutzgesetzgebung sein. Durch eine solche Vermittlungsarbeit allein könne man die Gefahr einer sozialistisch-revolutionären Arbeiterbewegung für absehbare Zeit beseitigen. Die Entwicklung der englischen Politik gilt Brentano in dieser Beziehung als nachahmenswerthes Beispiel.

Vergleicht man die Ausführungen Brentanos mit dem Vorgehen der Regierung — mit dem kaiserlichen Februarerlaß, der Einberufung der internationalen Konferenz, der beantragten Gewerbenovelle und dem Falllassen des Sozialistengesetzes — so hat man den Eindruck, der Herr Professor gebe in der Rede nicht nur seine eigene Meinung zum Besten, er spreche gleichzeitig als Vertreter der von Seiten der Regierung geplanten neuen Sozialpolitik, einer Politik, die durch Entgegenkommen die unzufriedenen Arbeiter zurückzugewinnen sucht.

Bekanntlich sollte auch zu diesem Zwecke am 1. Oktober eine Broschüre, welche die Ziele der kaiserlichen Sozialreform darlegt, erscheinen und massenhaft unter den deutschen Arbeitern verbreitet werden. Wie dem „Volksblatt“ berichtet wird, ist aber dem Autor die staatliche Unterstützung, auf die er gerechnet hatte, verweigert. Ein Aufruf, welcher in den letzten Tagen als Zirkular an die hiesigen Blätter verandt wurde, stellt die traurigen Ueberreste jener traurigen Schrift dar. Er ist ein Extrait jenes Wunderwerkes, das am 1. Oktober die deutschen Arbeiter belehren sollte — und nun aus schändlichem Geldmangel nicht gedruckt werden kann. Es ist eine wunderliche Versöhnungsbrühe, welche der Verfasser des Aufrufes den deutschen Arbeitern austischen möchte. Am merkwürdigsten nimmt sich folgender Passus

aus, der das soziale Programm der Regierung — wie es der Autor wünscht — skizzirt:

„Durch eine Steuerreform, die den Armen nicht nur in der Gesetzesmotivierung, sondern auch in der That entlastet, durch die staatliche Finanzgriffnahme der Wohnungsfrage, durch eine, die systematische Betämpfung der sozialen Uebelstände ermöglichende Ergänzung der Reichsverwaltung, durch die Förderung einer zeitgemäßen Organisation aller Erwerbszweige und ähnliche dem Schutze der Arbeit dienende Bestrebungen müssen zunächst die sozialen Bedingungen für die innere Kräftigung und sittliche Hebung unseres Staatswesens geschaffen werden.“

Es begreift sich danach, daß die Regierung die Broschüre nicht subventioniren konnte. Eine Steuerreform, die den Armen nicht nur in der Gesetzesmotivierung, sondern in der That entlastet! Das heiße ja: Aufhebung der Schutzölle auf die nothwendigen Nahrungsmittel. Nur so kann der Arbeiter entlastet werden. Aber Beseitigung des bestehenden Zollsystems, das bedeutet andererseits wieder Fronde der agrarischen Junker.

Bismarck freilich ist gefallen, und die Presse der herrschenden Parteien hat bei dem Sturze ihres geehrten Halbgottes nicht aufzumucken gewagt. Schließlich, er war doch auch nur eine Person; blieb das, was er vertrat, sein System unangetastet, so konnte man ihn schon auf dem Altare der Regierungsfreundlichkeit opfern. Aber seit es den Herren so vorkommt, als wolle man auch an Bismarcks Werk heran, da ist ihnen ihre Gemüthlichkeit vergangen. Denn Bismarcks Werk scheint ihnen das Bollwerk ihres Klasseninteresses. Und so frondiren sie bereits in ihren Organen, vor allem in der „Köllnischen Zeitung“. Die kaiserliche Sozialpolitik wird in der Person Hingepeters, des kaiserlichen Beraters, angegriffen und die Beseitigung des Sozialistengesetzes als der Untergang des Vaterlandes bejammert.

Vorläufig hält sich die Mehrheit der bürgerlichen Organe diesem Treiben fern. Sie denkt, es wird ja nicht so schlimm werden mit der Sozialreform, diese wird ihren Respekt vor dem Unternehmerprofit nach wie vor im treuen Herzen bewahren. Aber gesetzt den Fall, es werde mit dem Arbeiterschutz Ernst gemacht, — dann wird auch sie — dem Klasseninstinkte gehorchend — mehr und mehr in das Lager der Köllnerin übergehen.

Auf was soll sich die Regierung dann stützen? Auf die Agrarier? Aber dann muß man die Schutzölle, jene famose „Steuerreform, die den Arbeiter nur in der Gesetzesmotivierung entlastet“, beibehalten! Doch dagegen wendet sich ja eben der Aufruf. Wirklich energischer Arbeiterschutz würde Fronde der industriellen, wirklich energische Steuerreform Fronde der agrarischen Bourgeoisie bedeuten.

Das Königthum, welches mit allen Fasern seines Lebens den herrschenden Parteien angehört, wird sich halten, ihren Interessen scharf entgegenzutreten. In der Theorie von Brentano und Genossen mag die unbeschränkste Arbeiterfreundlichkeit herrschen, in der Praxis wird man da Halt machen, wo ein Weitergehen den energischen Bruch mit der Bourgeoisie bedeuten würde. Die Novelle zum Gewerbegesetz, welche ihre Paar Schutzbestimmungen nur um den Preis einer verschärften Strafe für Kontraktbruch der Arbeiter hergiebt, ist so recht typisch dafür. Alle Mächte, die „über den Parteien stehen“, die „Kirche“, Brentanos „Gebildete“ und das „soziale Königthum“ scheitern mit ihrer „Arbeiterfreundlichkeit“ und ihren „Besehrungsversuchen an der Härte der realen Gegenstände.“

Zur

Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus in Deutschland.

M. S. In Deutschland ging die Verwandlung der mittelalterlichen Gesellschaft in die moderne kapitalistische nicht mit derselben durchsichtigen Klarheit von statten wie in England. Es mengten sich hier der Entwicklung nebenfächliche, störende Züge bei, welche ihren Gang vielfach

verschleierten. Jedoch ist der Charakter der alten und der modernen Wirtschaft in beiden Ländern derselbe. Daher hat sich auch der Uebergang von der einen zur andern auf gleichen Bahnen vollzogen.

Für England besitzen wir schon seit mehr als zwei Jahrzehnten eine für immer mustergültige Darstellung der Entstehung und Entwicklung der kapitalistischen Produktion: der Enteignung des englischen Landvolks von Grund und Boden zu Gunsten des Großbesitzes, der Verdrängung der zünftigen Kleinproduktion durch die emporwachsende, staatlich subventionierte Manufaktur mit ihrer weitgehenden Teilung der Arbeit und des schließlichen Sieges der Großindustrie mit ihren Fabriken und Maschinen. Wir brauchen kaum erst zu erwähnen, daß wir hier an das unsterbliche Werk von Karl Marx denken: die deutschen Arbeiter kennen es, viele durch eigenes Studium, andere durch die zum Teil vortrefflichen Bearbeitungen, welche die Marx'schen Gedanken und Auffassungen mehr und mehr zu einem Gemeingut aller aufgeklärten Proletarier machen.

Für Deutschland fehlt uns ein ähnliches Werk noch vollständig; so fleißig hier auch neuerdings auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeschichte gearbeitet wird, so verlieren sich diese Forschungen doch allzusehr in Detailfragen; sie lassen auch eine richtige allgemeine Auffassung der geschilderten sozialen Entwicklungsercheinungen meistens vermissen. Trotzdem haben die letzten Jahrzehnte auch hier eine Fülle wertvollsten Stoffes angehäuft, und es war schon lange Zeit, daß sich auch hier ein Bearbeiter fand, der für die deutschen Proletarier dieses Themamaterial in allgemeinverständlicher Weise zusammenfaßte und nachwies, wie dieselben Gesetze, die Marx an der englischen Volkswirtschaft nachwies und erläuterte, im Großen auch die deutsche soziale Entwicklung beherrschen, wie sie aber im Einzelnen durch die besonderen Verhältnisse modifiziert werden, unter denen in Deutschland die kapitalistische Produktion aufsteigt und ausreift.

Wie ist in Deutschland der alte unabhängige Bauer verschwunden, der mit eigenem Adergeräth seinen Grund und Boden bearbeitete — wie ist er erst Leibeigener und dann proletarischer ländlicher Lohnarbeiter geworden — wie ist der Großgrundbesitz entstanden, der die leibeigene und freie Arbeitskraft ausbeutete?

Wie hat sich unter und neben den Häupten mit ihren Einschränkungen der Zahl der Arbeiter und damit der Größe des Betriebes die Großproduktion emporringen können, wie spielte sich der Kampf zwischen alter und neuer Produktionsform ab und welche Stellung nahmen die deutschen Regierungen hierzu?

Welche Bedeutung hat die „Bauernbefreiung“ unseres Jahrhunderts für das Verhältnis von Großgrundbesitz und bäuerlichem Kleinbetrieb gehabt? Wie ist die Maschinen-Großindustrie in Deutschland heimisch geworden und welches Martyrium verhängte sie über die alten Kleinmeister?

Welche Umwälzungen aller Lebensverhältnisse, der gesamten Gefühls- und Denkweise der Menschen, welche öffentlichen, politischen Strömungen hat die allmähliche Umwälzung der Produktionsweise hervorgerufen?

Diesen Fragen wendet sich, auf Grund eines reichen historischen und statistischen Materials, eine eben erschienene Arbeit von Paul Kampffmeyer zu, und da sie für Arbeiter bestimmt ist, so wollen wir in diesem Arbeiterblatte eine kurze Uebersicht ihres Inhaltes geben, in der Hoffnung, daß diese zu recht fleißiger Lektüre der Schrift selber anregen möchte.)

Der mittelalterliche Bauer steckte noch ganz in der Naturalwirtschaft; er verkaufte nicht, was er produzierte, und er kaufte nicht ein, was er brauchte; „er machte sich noch in allem selbst fertig“, wie der alte Justus Möser es sehr treffend bezeichnet: er baute sein Getreide und verzehrte es, er zog seinen Flach und verspann und verwebte ihn, und seine Frau schneiderte ihm daraus seinen Leinenfittel zurecht. Der adeliche Herr beanspruchte nun allerdings vom Bauern seine Dienste und Naturallieferungen, aber da er die bäuerlichen Produkte nicht in Geld umsetzen kann, muß er sie selbst verzehren und verbrauchen, sein Magen ist bald gesättigt und damit waren der Ausbeutung des Bauern ziemlich enge Grenzen gesetzt. Erst mit der eindringenden Geldwirtschaft und der Produktion für den Markt bekam es für den Grundherrn einen Sinn, mehr aus den Bauern heranzupressen, als er selber verbrauchen konnte; jedes Mehrprodukt setzte sich jetzt in mehr Geld um, und der Hunger nach Geld ist bekanntlich unersättlich. So begann der Adel, der nach Einführung der Feuerwaffen in einen Zustand vollkommener Ohnmacht zu versinken drohte, mit der Absicht möglichst großer Geldeinnahmen zu produzieren. Die Zerplitterung „seines“ Landes in viele kleine Höfchen erleichterte ihm die Produktion auf großer Stufenleiter: er rundete daher sein Wirtschaftsgebiet ab, er vertrieb, er „legte“ die Bauern, die nöthigen Arbeitskräfte sicherte ihm die Leibeigenschaft, das Brandmarken und Peitschen der Entlaufenen; die Ausbeutung der „Gutsunterthanen“ stieg und stieg, die Macht des Großbesitzes stieg und stieg.

In der Stadt war die Zunftverfassung zunächst noch eine Schranke für das Emporkommen größerer Betriebe. Aber einmal galt die alte Zunftverfassung nie-

mals für die Verarbeitung ganz neuer Rohstoffe, wie z. B. der Baumwolle, hier fielen also die Beschränkungen in der Zahl der Arbeiter vor selbst hinweg und das Kapital konnte den Betrieb nach Belieben „organisieren“; ferner machte es sich durch die ländliche Hausindustrie Massen von Arbeitskräften unterthänig, die es in einer großen Werkstätte in der Stadt nicht hätte vereinigen können. Ferner aber erlag die Zunftverfassung selbst mehr und mehr den Bedürfnissen der neuen Zeit und die absolute Staatsgewalt that alles Mögliche, um dem sich redenden und strehenden Kapitalismus die Wege zu ebnen: sie gestattete, die „erforderliche“ Zahl von Gesellen zu halten, Weiber zu beschäftigen, sie verlängerte die Arbeitszeit und verbot die Arbeiterkoalitionen, sie bekämpfte die Arbeiter, während sie die neuen Manufakturbetriebe mit Geld subventionierte.

So haben wir am Ende des 18. Jahrhunderts in Stadt und Land in Deutschland vollständig andere Wirtschaftsverhältnisse wie etwa zur Reformationszeit, und Kampffmeyer schildert dann in einem besonderen Kapitel „die gesellschaftlichen Klassen am Ausgang des vorigen Jahrhunderts“, den herrschenden Adel, den philisterhaften, piennigwuchsenden Kleinbürger und die noch erst verschwindend kleine Großbourgeoisie. Die Arbeiterschaft als Klasse regte sich kaum.

Wir kommen nun zu den Reformen nach der französischen Revolution, und hier zeigt Kampffmeyer (besonders an der Hand von Knapp, Meitzen, Schmoller), was der Bauer alles an Land und Geld an den Großgrundbesitzer abtreten mußte, um „frei“ zu werden von dessen angeblichem Obereigentumsrecht und von den „rechtmäßigen“ Leistungen und Diensten an diesen. Mehr konnte der Bauernstand zu Gunsten der Rittergutsbesitzer gar nicht gekländert werden, wie durch diese „Regulirungen“ und „Ablösungen“. An Land erhielt der altpreussische Adel 1 533 050 Morgen, an Kapitalien 18 544 766 Thaler, an jährlichen Geldrenten 1 599 992 Thaler, dann erhielt er in natura 249 436 Scheffel Roggen und 10 638 Scheffel in Hafer, Weizen und Gerste. Dafür wurden 70 582 freie Eigentümer geschaffen und 289 651 Bauern abgelöst. Sie befreiten sich von 5 978 295 Spanndiensttagen und 16 869 824 Handdiensttagen. Diese großen Opfer hatten die Bauern aufzubringen, um nur einen Theil des Landes wieder zu erhalten, das ihnen einstmals vor dem Zeitalter des Bauerlegens erb-eigentümlich gehört hatte, und um sich von Lasten frei zu machen, die ihnen meist erst unter dem Einfluß der sich entwickelnden Geldwirtschaft aufgebürdet waren. Und dabei „befreite“ die preussische Agrargesetzgebung nur einen Theil der Bauern, erst 1848—1865 löste sich der größte Theil der kleineren Bauern ab. So ist auf dem Lande der bäuerliche Kleinbetrieb dezimirt worden, und was von ihm übrig blieb, zerwaschen und zersegen soeben die Fluthen der kapitalistischen Großproduktion.

Die Schrift schildert uns sodann die industrielle Entwicklung Deutschlands bis 1848, die dagegen sich aufbäumende Reaktion der untergehenden Handwerker, die ihrer Todesangst in den schrullhaftesten Reformvorschlägen, zuweilen aber auch in kleinen Revolten Luft machen. Wir erhalten endlich ein Bild der damaligen unentwickelten Arbeiterbewegung, die von Schlagworten, wie das „Recht auf Arbeit“ und kleinbürgerlichen und utopistischen Plänen, wie Landvertheilung, staatliche Lohnregulirung, Genossenschaftsproduktion zehrt.

Die Großindustrie macht mit allen diesen Projekten gründlich kehraus; wir erhalten von ihrer Ausbreitung und ihrer heutigen Entwicklung ein treffendes Bild, an das sich dann zuletzt einige Ausführungen über „die Umgestaltung der menschlichen Gefühls- und Denkweise durch die kapitalistische Wirtschaft“ reihen.

Wir geben zum Schluß aus diesem Abschnitt eine Stelle wieder um die Schreibweise des Verfassers zu kennzeichnen:

„Im Jahre 1840 wohnte in der alten preussischen Monarchie ca. $\frac{1}{10}$ der Bevölkerung in Städten mit über 10 000 Einwohnern, 1880 dagegen ca. $\frac{1}{4}$. Große Massen der Bevölkerung sind demnach in die Groß- und Fabrikstädte hineingeworfen worden. Da entwickelt sich aber vor ihren Augen ein ganz anderes Leben wie vorher: ein Hasten, ein Jagen, ein Kämpfen um die Existenz. Nicht schleichen die Tage einformig und ruhig mehr dahin. Das Leben bewegt sich nicht mehr auf demselben gleichen Niveau, es kennt jetzt Höhen und Tiefen. Und gerade weil es diese kennt, so empfindet der Arbeiter jede Verschlechterung seiner Lebenslage doppelt und dreifach unangenehm und schmerzhaft. Dasselbe unveränderliche graue Elend wird schließlich gar nicht mehr gefühlt. Jetzt wechseln die „hungrigen und fetten“ Tage und Wochen miteinander ab. Die Ueberarbeit folgt der Arbeitslosigkeit, Lebensfreude dem Lebensüberdruß. — Die abspannende Arbeit, der betäubende Lärm der Maschine macht ferner den Arbeiter nervös, er wird leicht erregbar, in Haß und Liebe gleich heftig. Die Gleichgültigkeit, der Stumpfsein, die Interesslosigkeit, welche der Landbewohner vielleicht noch mit in die Stadt gebracht hat, verschwindet gar bald unter dem Einfluß des bewegten Stadtlebens. Hier heißt es jetzt: „Aufgepaßt, nehmt Eure fünf Sinne zusammen und fort mit dem Stumpfsein, sonst verschlingt Euch der weitgedehnte Rachen des sozialen Elends.“ Hier gilt es stets, seine Interessen wahren, da aber diese mit denen anderer Berufs- und Klassengenossen eng verwachsen sind, so kann man diese nur schützen, indem man die Interessen jener schützt. Das Gefühl der Solidarität entwickelt und kräftigt sich. Die

sozialen Klassen fühlen sich als eine große zusammengehörige Körperschaft. Damit erweitern sich die Interessen des einzelnen Arbeiters, der Gesichtskreis desselben dehnt sich aus. Außerdem führt das entwickelte Verkehrsweisen dem Arbeiter zahlreiche neue Verhältnisse vor Augen. Seine Anschauungswelt wird dadurch bedeutend bereichert. Jetzt wachsen die Generationen nicht mehr unter dem Schatten des bekannten Kirchthurms heran, jetzt schließen nicht mehr die engen Stadtmauern die gesammte übrige Welt vor den Augen des Menschen ab. Eisenbahnen und Telegraphen haben jetzt fast die halbe Welt in den Gesichtskreis des Bürgers hineingezogen. Diese ist ihm gleichsam auf Armeslänge nahe gerückt. Man redet nur den Arm nach der naheliegenden Zeitung aus, so liegen einem die neuesten Geschehnisse fast aus der ganzen zivilisirten Welt vor Augen. Selbst in ganz ländliche Distrikte trägt jetzt der Telegraph und die Post die neuesten Nachrichten hinein. . . . (folgt eine statistische Zusammenstellung über die Verbreitung der Zeitungen, die Lebhaftigkeit des heutigen Verkehrs u. s. w.) . . . Ferner wird die falsche, weinerliche Ueberempfindlichkeit der guten Kleinbürger von dem heutigen hartkantigen Leben zerrieben. In unablässiger Auseinandersetzung sieht der Großstädter heute die Menschen kommen und gehen:

Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Wehen,
Ein glühend Leben.

Da ziehen vor seinen Augen in derselben Minute Leichen- und Hochzeitswagen vorüber, und während er über sich die letzten Athemzüge eines Sterbenden vernimmt, hört er unter sich den ersten Schrei eines Neugeborenen. Aus den Wolken sentimentaler Schwärmerei fällt der Großstädter gar bald auf das harte, platte Straßenpflaster nieder. Ja dieses moderne Leben ist sehr real, aber darum nicht etwa unpoetisch. Diefem realen Leben entspringt die Poesie des Realismus und Naturalismus, eine Poesie voller starker moderner Leidenschaften und Kämpfe. Sanfte, klagende Rohrpfiffe kann diese Poesie allerdings nicht zur Wiedergabe des Lebens in unserem eisernen Maschinenalter gebrauchen. . . .“

Die Praxis des preussischen Vereinsrechtes.

I. Einleitung. Was ist ein Verein?

Da nach dem Fortfall des Sozialistengesetzes das Vereins- und Versammlungsrecht wieder auf die Grundlage der bestehenden Vereinsgesetze gestellt wird und die Gesetze den Arbeitern und ihren Organisationen gegenüber nach der bekannten Anweisung des Herrn Ministers Herrfurth in der allerstrengsten Form angewendet werden sollen, so halten wir es für notwendig, daß die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen und ihre praktische Anwendung so viel wie möglich zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden. Die etwas gehobene Stimmung anlässlich des Fortfalls des Sozialistengesetzes und die Nothwendigkeit, manchen politischen und gewerkschaftlichen Organisationen für die Zukunft neue Formen zu geben, haben schon jetzt eine lebhaftere Bewegung hervorgerufen, die nach dem 1. Oktober zu vielen Vereinsbildungen führen wird. Damit man hierbei nicht sehr unangenehme Erfahrungen macht, ist es nöthig, den Boden, auf dem man sich bewegen muß, genau auf seine gefährlichen Stellen hin zu kennen.

Wir wollen zuerst das Preussische praktische Vereinsrecht behandeln. Sowohl die Ausdehnung seines Geltungsgebietes als auch die Uebersichtlichkeit seiner Vorschriften machen es zum geeigneten Ausgangspunkt der Betrachtung. Die abweichenden Rechtsvorschriften in den anderen deutschen Bundesstaaten sind dann leicht zu überblicken.

Als Grundlage des Vereins- und Versammlungsrechtes in Preußen besteht das Gesetz vom 11. Mai 1850. An Alter ist ihm in Deutschland nur das bayerische Vereinsgesetz um einige Monate überlegen. Es datirt aus einer Zeit der ärgsten politischen Reaktion und enthält deshalb schon ursprünglich sehr engherzige Bestimmungen. Diese Bestimmungen wurden aber durch die spätere Rechtsprechung erheblich verhärtet.

Es soll hier nur von den Vorschriften gesprochen werden, die sich auf Vereine beziehen, von den Vorschriften also, welche die äußere und innere Form einer jeden Organisation regeln müssen, während die für „Versammlungen“ im allgemeinen, also auch für die Vereinsversammlungen geltenden Bestimmungen aus unserer Betrachtung wegbleiben. Es geschieht dies, um den Stoff zu begrenzen und dadurch übersichtlicher zu gestalten.

Der Begriff „Verein“ ist im Gesetze selbst nicht festgestellt. Die Rechtsprechung hat im Laufe der Zeit die Begriffserklärung folgendermaßen aufgefäßt:

Ein Verein ist jede dauernde freiwillige Vereinigung mehrerer Personen zu einem gemeinsamen Zwecke unter einer Leitung.

Dem Begriff der „Dauer“ ist durch Reichsgerichtsentscheid das sehr dehnbare Wort „längere“ hinzugefügt. Es genügt also eine „längere Dauer“, die unbestimmte Dauer schlechtweg braucht nicht erwiesen zu sein.

Im bestimmten Falle ist sogar eine von einer Versammlung eingesetzte Kommission, die die Versammlung selbst überdauert, als „dauernde Vereinigung“ angenommen.

Auch auf eine gewählte Kommission findet die Bezeichnung „freiwillige Vereinigung“ Anwendung, weil, wie das Reichsgericht sagt, nicht die Wahl allein,

*) Die Schrift bildet Heft 5 und 6 (Doppelheft) der II. Serie der „Berliner Arbeiterbibliothek.“ 84 Seiten. Preis 25 Pf. Vergl. auch Insetat.

sondern die Annahme derselben, die freiwillig ist, die Mitgliedschaft bedingt.

Ueber den Begriff der „Mehrheit“ der Personen ist in Preußen keine Meinungsverschiedenheit entstanden. Es kommt auf die größere oder geringere Zahl der Mitglieder nicht an; drei Personen bilden ohne Zweifel schon eine Mehrheit. In bestimmten Fällen sind Kommissionen von fünf bis sieben Mitgliedern ohne jeden Widerspruch, wenn sonst die Bedingungen vorhanden waren, als „Vereine“ behandelt worden.

Die Gemeinsamkeit des Zweckes verlangt nach der bestehenden Praxis der Rechtsprechung aber nicht, daß die Mitglieder, die der Aufforderung zum Beitritt in einen Verein leisten, eingehende Kenntnisse besitzen von den speziellen Zielen und der Art und Weise, wie, und den Mitteln, mit welchen diese Ziele verfolgt werden sollen. Es kommt nur darauf an, daß eine Organisation zur Verwirklichung eines Vereinszweckes besteht.

Der Begriff „Leitung einer Vereinigung“ ist nicht ganz bestimmt umschrieben, doch ist es — so viel steht fest — nicht nötig, daß die „Leitung“ durch besondere Formlichkeit eingeführt sei. Es genügt die Thatsache, daß eine oder mehrere Personen den Angelegenheiten der Vereinigung vorstehen. Ja, man ist in vorliegenden Fällen sogar so weit gegangen, eine sozusagen „moralische“ Leitung anzunehmen und der Staatsanwalt hat damit bei den Gerichtshöfen Zustimmung gefunden. Andererseits haben freilich die Gerichtshöfe immer den bestimmten Beweis verlangt, daß die von der Anklagebehörde bezeichnete Person wirklich die Leitung der Vereinigung ausgeübt haben. Gelingt der Anklagebehörde dieser Beweis nicht, so hat sie nach dem preussischen Vereinsgesetz keine Person, die strafrechtlich verantwortlich gemacht werden kann, da nicht die Mitglieder eines Vereins für Uebertretung des Vereinsgesetzes bestraft werden können, sondern nur die Vorsteher, Ordner und Leiter.

Von der Staatsanwaltschaft ist zwar wiederholt der Versuch gemacht, den Begriff der „Leitung“ umzukehren und ihn so aufzufassen, daß der Verein durch seine Beschlüsse die Handlungen seiner Mitglieder „leite“; die Gerichte haben sich aber dieser Auffassung nicht angeschlossen. Wohl schon aus dem Grunde nicht, weil sie sich strafrechtlich nicht verwerthen läßt. Man müßte dann bei jedem Vereinsbeschlusse die Mehrheit, die ihm zustimmte, als „Leiter“ der Vereinigung ansehen und verantwortlich machen! Doch soweit sind wir noch nicht.

Die Dauer, die Freiwilligkeit, der Zweck der Vereinigung oder der Mehrheit der daran beteiligten Personen und die gemeinsame Leitung genügen, um das Bestehen eines Vereins als nachgewiesen zu betrachten. Alles Andere kommt nicht in Betracht. Es ist z. B. ganz gleichgültig, ob ein Statut vorhanden ist oder nicht, ob der Verein ein Theil eines größeren Vereines ist oder ob er selbstständig besteht.

So bilden namentlich die Mitglieder eines großen, über mehrere Orte sich erstreckenden Vereines, wenn sie an einem oder mehreren Orten eine besondere Vereins-thätigkeit entwickeln, eben so viele besondere Vereine. Als solche besondere Vereins-thätigkeit wird aber schon die Einziehung einer örtlichen Geschäftsleitung, das Abhalten einer Mitglieder-Versammlung am Vereinsorte, die Vornahme einer Wahl angesehen, selbst dann, wenn der Zentralvorstand die örtlichen Mitglieder zusammenberuft und die Versammlung leitet. Wenn in diesem Falle auch vielleicht eine Auflösung auf Grund der §§ 8 und 16 nicht erfolgen könnte, so müßten doch Statuten und Mitgliederverzeichnis unbedingt der betreffenden Ortspolizeibehörde eingereicht werden.

Das Einsetzen einer Stelle zur Entgegennahme von Beiträgen durch den Zentralvorstand gilt indessen nicht als Gründung eines besonderen Vereines, wenn die betreffende Person weiter keine andere Thätigkeit im Vereinsinteresse ausübt.

Die Herausgabe einer Zeitschrift, das Vertheilen von Druckschriften gelten jedoch schon als „Vereinsthätigkeit“, wenn es geschieht, um den Zweck des Vereines zu fördern.

Man sieht hieraus, daß bei einem großen, sich über mehrere Orte erstreckenden Verein die Mitglieder an den einzelnen Orten außer dem Bezahlen von Beiträgen weder in ihrer Gesamtheit noch durch Beauftragte irgend welche Thätigkeit zur Förderung der Vereinszwecke unternehmen dürfen, wenn sie nicht als besonderer Verein im Sinne des preussischen Vereinsgesetzes angesehen werden wollen.

Welche Folgen der letztere Umstand hat, werden wir im nächsten Artikel darlegen.

Gustav Kehler.

Amerikanische Schutzzollpläne.

C. S. New-York, Anfangs August.

Mit Recht hat die neue amerikanische Zollgesetzgebung überall im westlichen Europa, und in dem industriell so weit entwickelten Sachsen besonders, so großes Aufsehen erregt. Handelt es sich doch für europäische Fabrikanten und in zweiter Linie auch für europäische Industriearbeiter um den Verlust der Kundenschaft eines kaufkräftigen Volkes von rund 65 Millionen Seelen, welches sich seit Beginn seiner nationalen Entwicklung in je 25—30 Jahren an Seelenzahl verdoppelt, seinen sogenannten Nationalreichtum jedoch in derselben Periode immens vervielfältigt, und ihn besonders während der Lebensdauer der jetzigen Generation in kurzer Zeit auf fabel-

hafte Höhe gebracht hat. Liegt doch ferner kein Grund gegen die Annahme vor, daß die Bewohnerzahl dieses Landes sich in den nächsten dreißig Jahren nochmals verdoppeln wird und daß die Entwicklung des Nationalreichtums, also des Großkapitals, fernerhin in noch riesigerem Maßstabe fortschreiten wird, als dies bisher der Fall war. Im Gegentheil, die Konjunktur ist augenblicklich den riesigsten Spekulations-Unternehmungen günstig, neue großartige Projekte schließen sich den bereits in Ausführung begriffenen, wie z. B. dem Nicaragua-Kanal, an und die Börse hat goldene Zeiten. Die Regierungsmaschine befindet sich unbestritten in den Händen des Industrie-Kapitals und des mit ihm verbündeten Transport-Monopols, und diese Zentral-Machtfaktoren im Haushalt der Nation wissen die Klinker der Gesetzgebung ebenso gut zu ihren Gunsten auszunutzen, wie die herrschenden Klassen anderer Länder, etwa die Krattjunker Deutschlands.

Amerika war bisher ein Kolonial-Land. Seine Ausfuhr bildeten zum größten Theil Farm- und Plantagen-Produkte, Lebensmittel und Baumwolle. Die Industrie war noch nicht exportfähig, noch im Unabhängigkeits-Kampfe gegen England, Deutschland, Frankreich begriffen. Sie brauchte Zölle, sich vor der Konkurrenz zu schützen. Die republikanische Partei, die Partei des Industrie- und Eisenbahn-Kapitals, war auch diejenige des Schutzzolls. Die oppositionelle „demokratische“ Partei, die Partei des Großgrundbesitzes und des Großhandels, also der Plantagen-Barone und Importeure, neigte sich stets den Freihändlern zu, und als sie im Jahre 1884 ihren Präsidentschafts-Kandidaten Cleveland mit geringer Mehrheit erwählte und auch sonst einen großen Einfluß auf die Gesetzgebung erlangte, wurde ein Ansturm auf die Zölle inscenirt und eine ziemlich allgemeine Reduktion derselben fand statt, zumeist allerdings eine Reduktion der Zölle auf Rohprodukte und Halb-fabrikate. Seit 1888 aber befinden sich die Republikaner fester als je im Sattel. Die Zahl der Staaten, welche im Kongreß vertreten sind, ist von 38 auf 44 gestiegen und die Zunahme ist den Republikanern ganz allein zu Gute gekommen. Außerdem wird, wie man allgemein erwartet, die soeben vollendete Volkszählung eine unverhältnismäßig große Zunahme der Bevölkerung der Nordstaaten, in denen die republikanische Partei herrscht, ergeben, während in den südlichen Staaten, wo seit etwa zehn Jahren die Industrie sich mit von Jahr zu Jahr steigender Schnelligkeit entwickelt, die Zunahme der Bevölkerung zum Theil ebenfalls den Republikanern, also den Schutzzöllnern, zu Gute kommt.

Die Mc. Kinley-Bill ist der Willensausdruck des siegreichen und sich fest im Sattel fühlenden Fabrikantenthums, welches sich ansieht, in seinem Vaterlande nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich die Alleinherrschaft anzutreten, um — und dieser Umstand ist in Europa noch nicht genügend in Erwägung gezogen — dann seinen Welteroberungszug anzutreten.

Die Mc. Kinley-Bill ist, so paradox dies im ersten Augenblick klingen mag, der erste zimperliche Schritt in der Richtung zum Freihandel, der aber nicht etwa der europäischen Bourgeoisie und den europäischen Industriearbeitern zu Gute kommen wird; zu einem Freihandel, der beiden Klassen das Leben noch weit saurer machen wird, als der Schutzzoll bis aufs Aeußerste, wie ihn die Mc. Kinley-Bill vorläufig darstellt. Die Mc. Kinley-Bill, das Ideal der Schutzzöllner aus Prinzip, ist nämlich nicht mehr das Ideal der Großfabrikanten und Eisenbahn-Monopolisten im Allgemeinen. Nicht die gesammte republikanische Politiker-Gemeinde ist mit einer so einfachen, sozusagen groben Maßregel im Interesse der Landes-Industrie zufrieden. Der kühnere und weiter-sehende Theil, und zwar auch derjenige Theil, der die größte materielle Macht, d. i. die Macht des in großen Massen konzentrirten Kapitals repräsentirt, geführt von seinem geistigen Leiter, dem Staatssekretär Blaine, hat weitergehende Pläne, welche zugleich schutzzöllnerisch und freihändlerisch, jedenfalls aber höchst aggressiv gegen die europäische Konkurrenz sind. Blaine und seine Gefolgschaft will nichts geringeres, als den ganzen westlichen Kontinent wirtschaftlich für die Vereinigten Staaten erobern; das bedeutet Aufhebung aller Zölle auf Waaren, die aus den Ländern des amerikanischen Kontinents kommen, vorausgesetzt, daß auch diese Länder ihre Zölle auf Waaren, die in den Vereinigten Staaten hergestellt wurden, aufheben, und dagegen noch mehr erhöhter Schutzzoll gegen alle Waaren europäischer Nationen vorerst in den Vereinigten Staaten, dann womöglich auch in den andern Ländern des Kontinents; kurz man will eine chinesische Mauer von Prohibitiv-Zöllen um den ganzen Kontinent und die dazu gehörigen Inseln ziehen, um ein Ländergebiet, welches sich, sowohl was Bevölkerungszahl als auch materieller Reichtum anbelangt, mit beispielloser Schnelligkeit entwickelt.

Dieser kolossale Plan ist die Ursache, daß die Mc. Kinley-Bill heute noch nicht Gesetz ist. Blaine will die Zölle auf Waaren, welche von den Zentral- und Südamerikanischen Republiken produziert und exportirt werden, noch höher als Mc. Kinley festsetzen, um dadurch diesen Ländern ein größeres Angebot für ihren Beitritt zu dem gesammten amerikanischen Zollverein machen zu können. Besonders Rohzucker und Kaffee sind Hauptprodukte, deren Import aus den Ländern der alten Welt durch Zölle so gut wie unmöglich gemacht werden soll. Vorläufig ist noch zweifelhaft, ob die Mc. Kinley'sche oder die Blaine'sche Politik in dieser Kongress-Sitzung siegen werden, oder ob nicht die Frage ganz und gar

auf die nächste Session verschoben werden wird; es scheint jedoch, als ob die Blaine'sche Politik nicht weit von ihrem endlichen Siege entfernt sei.

Bereits sind Gelder für Vermessungs- und sonstige Vorarbeiten einer pan-amerikanischen Bahn, d. h. einer Eisenbahn, welche sämtliche Bahn-Systeme des ganzen amerikanischen Kontinents mit einander in Verbindung bringen soll, bewilligt worden. Außerdem ist die Subsidirung von Dampferlinien, welche die Häfen des westlichen Kontinents mit einander verbinden sollen, in Aussicht genommen. Allerdings kämpft England mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln gegen die Verwirklichung dieses Planes, und in manchen südamerikanischen Ländern, besonders in dem unternehmenden und auf seine letzten kommerziellen und kriegerischen Erfolge stolzen Chile ist die Opposition dagegen eine heftige, im großen Ganzen aber scheint die Stimmung dem Unternehmen sehr günstig.

Sollte dieser Plan Erfolg haben, so ist kein Zweifel, daß die Spekulation großartige Orgien feiern wird, daß die Industrie plötzlich eine riesige Ausdehnung erfährt und das Maschinenwesen sprunghaft in immer größerem Maße zunimmt. Doch wenn die Periode der sich über-stürzenden Spekulation dann zu Ende geht, wird ein ungeheurer Krach erfolgen. Amerika geht dann vielleicht zum Freihandel über und wirft sich mit verdoppelter Gewalt auf Europa.

Armes Europa, welches statt der Maschinen Kanonen gießt, welches den Feind im Osten, im zarischen Asien, statt im Westen sieht, welches sich gegen das Kosakenthum wappet, statt sich zu rüsten gegen ein Staatswesen, welches seine Invasionen nicht mit Kanonen und Kartäunen, sondern einfach mittelst der Billigkeit seiner Waaren ausführt. Was sind die Kanonen, welche ihre Geschosse meilenweit werfen, im Vergleich zu den Maschinen, welche ihre Geschosse, d. h. ihre billigen Waaren, über tausend Meilen breite Meere schleudern? Was das Kosakenthum, welches den Leib der west-europäischen Gesellschaft, den Staat, tödten kann, die Seele jedoch, den Industrialismus, nicht tödten mag, gegen das Hankeethum, welches zwar den Leib bestehen läßt, aber die Seele zu vernichten droht?

Europa mag bald seine Kanonengießereien und Gewerksfabriken in Maschinenwerkstätten umwandeln, sonst kommt ihm der gierige amerikanische Adler über Nacht und raubt ihm nicht allein die Handels-Suprematie über den westlichen Kontinent, sondern geht ihm auch in seinem eigensten Kolonial-Gebiet, in Asien und Afrika, ja sogar in seinen eigenen Hauptstädten ernstlich zu Leibe!

Der Arbeiterschutz vor dem Kongreß der französischen „Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaften“.

I.

Was die Frage der Berufsgefahren und der Arbeitsräume anbetrifft, so erklärt Herr Dr. Napias, daß die bestehenden Haftpflichtgesetze gegen Arbeitsunfälle, sogar wenn sie bindende Kraft besitzen, durchaus unzureichend für den Schutz der Arbeiter sind. Die betreffenden Gesetze sind voller Widersprüche und müßten zunächst nothwendiger Weise durch Bestimmungen über Vorsichts- und Präventivmaßregel resp. Einrichtungen ergänzt werden, die sich auf das Gutachten eines hygienischen Komitees stützen.

Gewiß sind viele Industriezweige dadurch weit gesunder geworden, daß die Maschine an Stelle der Handarbeit getreten ist. Aber die diesbezügliche Besserung gilt nicht für alle Industriezweige in gleicher Weise, auch ist sie durchweg und stets noch weit davon entfernt, zufriedenstellend zu sein. Sogar die Branchen, welche am meisten in dieser Beziehung gewonnen haben, lassen noch unendlich viel zu wünschen übrig. Andererseits hat die Maschinenarbeit neue Gefahren für die Arbeiter geschaffen. Was an Gesundheitsschutz durch Verwendung der Maschine gewonnen worden, ging zum Theil an Sicherheit verloren; der mechanische Betrieb ist mit einer, den Arbeiter bedrohenden Unsicherheit verbunden, die um so mehr und öfter Opfer fordert, als die mechanische Industrie nicht mehr die Muskelkraft als unerläßliche Voraussetzung hat, Kinder und junge Leute verwendet, die in Folge der ihrem Alter eigenthümlichen Unvorsichtigkeit und Jactantheit den schlimmsten Gefahren ausgesetzt sind. Es ist deshalb unbedingt nötig, daß für die industrielle Arbeit sowohl Gesundheit und Sicherheit gesetzlich geschützt werde.

Es ist schon ein Gemeinplatz geworden, gegen die Trunksucht zu predigen und die Gefahren des Alkoholismus zu zeigen. Nach Dr. Napias würden gesunde Arbeitsräume und Arbeitsbedingungen diese Gefahren weit besser bekämpfen als alle langathmigen Predigten und philosophischen Systeme. Zur Illustration seiner Ansicht führte er folgende von ihm selbst erlebte Anekdote an. Er wollte eines Tags einem seiner Freunde, einem philosophirenden Arzt, der sich viel mit sozialen Studien beschäftigte, begreiflich machen, daß der von der Hitze und anstrengenden Beschäftigung durstig gewordene Arbeiter es beim Verlassen der Werkstatte um so weniger eilig hat nach Haus zu kommen, als seine Wohnung oft ungesund und unreinlich ist. Der Freund wollte diese Gründe nicht gelten lassen. Anhänger der Theorie vom freien menschlichen Willen und Gegner der Lombroso'schen Schule, blieb er bei der Behauptung: „Wenn man nicht trinken will, so trinkt man nicht, ich anerkenne nur eine

pathologische Entschuldigunq dieser Sucht, nämlich die Zuckerkrankheit." Als Beispiel für die Wichtigkeit seiner Behauptung fährt er sich selbst an. Er erzählte, daß er bei Jagden oder bei Ausflügen des Alpenflubs oft anstrengende Märsche ausgeführt und dabei stets dem Durste widerstanden habe, beim dringendsten Bedürfnis seien ihm etliche Tropfen Wasser genug gewesen. Man sollte auch nie während der Mahlzeit trinken, alle Wirthschaften, Läden u., wo Getränke ausgehänkt werden, müßten geschlossen werden. Dr. Rapias befand sich mit seinem Freunde auf dem Wege zu einem großen industriellen Etablissement, als letzterer die obigen Erklärungen abgab. Das Etablissement vermittelt motorische Kraft an Kleinindustrielle, Handwerker u. Es ist eine massive Konstruktion, ein ungeheuer großer Bienenstock, der in einzelne, sehr kleine Zellen getheilt ist, welche an Arbeiter oder sonst eine Maschine einstellen und mittelst übertragener Kraft bewegen lassen. Dr. Rapias und sein Freund besuchten nach einander sämtliche Zellen, hier sahen sie Werke der Goldschmiedekunst, dort Perlmutter poliren, sie sahen Buzbaum und Horn dreheln, Glas schleifen, Metalle glätten und poliren. Sie athmeten Nitratdämpfe und verschiedene Arten von Staub in einer heißen und dumpfen Atmosphäre ein. Nach einer zweistündigen Wanderung durch die Arbeitsräume verließen sie sehr müde und mit vielartigem Staub bedeckt das Etablissement. Die Junge der Besucher war trocken, die Kehle brannte. „Wo ist ein Kaffeehaus?“ frug plötzlich der Temperenzapostel Herrn Dr. Rapias, und gleich darauf scheiterten alle seine schönen Theorien an einem Glase Bier. Der Staub, der ihn so durstig gemacht hatte, wirkt auf die Gesundheit der Arbeiter höchst schädlich. Entweder ist er an und für sich, in Folge seiner Herkunft gesundheitschädlich und giftig, oder als fremder Körper reizt und verwundet er die Schleimhäute, er öffnet sozusagen schweren Krankheiten, wie der Schwindsucht, Thar und Thor und erlaubt ihnen, in den Organismus einzudringen. In den viel Staub absondernden Industrien ist die Schwindsucht der Arbeiter eine häufige Erscheinung, wie Dr. Rapias durch eine Tabelle nachweist, an deren Spitze die Feuersteinschneider, Nadel- schleifer, Feilenhauer, Schleif- und Mühlsteinhauer stehen. Der vegetabilische und animalische Staub erweist sich im Allgemeinen als weniger gesundheitschädlich wie der mineralische Staub. Unter den Arbeitern von Industrien, in denen viel mineralischer Staub abgefordert wird, sind die Bärstenermacher am meisten der Schwindsucht ausge- setzt.

Eine andere Tabelle zeigt, wie ein industrielles Verfahren, welches den Staub beseitigt, eine hygienische Besserung herbeiführt und das menschliche Leben schützt.

Dr. Rapias schlägt den Gesetzgebern im Namen der Hygiene folgendes Programm vor:

Dem Arbeiter muß eine reine und gesunde Wohnung gesichert werden, in welcher er sich während der Mahlzeiten und Ruhetage heimisch und behaglich fühlt und in die genügend Luft eindringt. Die Versuche Bettendorfers haben gezeigt, daß der Arbeiter während seines Tagewerks einen Theil des in seinem Organismus befindlichen Vorraths an Sauerstoffs aufzehrt und dann der Nachtschlaf kaum genügt, den Vorrath wieder herzustellen. Es ist deshalb unbedingt nöthig, daß das Zimmer, in welchem der Arbeiter ruht, genügend Sauerstoff enthält und daß die Luft nicht durch üble Gerüche und Ausdünstungen verdorben wird, welche aus den engen dunklen Höfen emporsteigen, aus denen die armseligen Wohnungen angeblüht Luft und Licht erhalten. Ein Gesetz muß jene unbeschreiblichen Wohnungen verschwinden machen, welche Dr. Du Mesnil in seinem Buch über die „Wohnungen der Armen in Paris“ geschildert hat. Von Gesetzeswegen muß bei dem Bau von Wohnungen eine Reihe von hygienischen Maßregeln beobachtet werden, wie sie Dr. Martin seinerzeit dargelegt hat.

Ebenso muß ein wirksames und umfassendes Gesetz die Gesundheit und Sicherheit der Arbeit garantiren.

Die diesbezüglichen Maßregeln sollten sämtlichen Arbeitern, Männern, Frauen und Kindern zu Gute kommen. Die Arbeitsbedingungen für Frauen und Kinder müssen außerdem noch durch eine besondere Arbeiterschutzgesetzgebung geregelt werden. Der von der französischen Kammer in jüngster Zeit eingeschlagene und von der Konferenz zu Berlin angedeutete Weg ist weiter zu verfolgen. Was den erwachsenen männlichen Arbeiter anbelangt, so wäre es zwar sehr wünschenswerth, daß seine Arbeit auf 10 Stunden pro Tag beschränkt würde, allein das Gesetz thue besser, nicht in die Regelung seiner Arbeitsverhältnisse sich hineinzumischen. Damit das Kind längere Zeit in der Schule und die Frau längere Zeit im Hause verbleiben könne, müsse es dem Mann ermöglicht werden, sogar in einer etwas übermäßigen Anstrengung frei und unbehindert eine Ergänzung an Lohn zu suchen.

Die letztere Schlußfolgerung zeigt, daß man ein guter Mensch, aber ein schlechter Musikant, ein vorzüglicher Hygienist, aber ein tüchtiger Nationalökonom sein kann. Wäre dem nicht so, Herr Dr. Rapias hätte als logische Konsequenz seiner eigenen physiologischen Ausführungen auch für erwachsene männliche Arbeiter den achtstündigen Normalarbeitstag fordern müssen. Es wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, eine Besserung der Arbeitsbedingungen für Frauen und Kinder durch eine größere Belastung der männlichen Arbeiter erkaufen zu wollen. Er hätte es nicht nur als Physiolog gefordert, sondern als Nationalökonom in der Ordnung gefunden, daß eine Besserung der Arbeitsbedingungen aller Proletarier, ohne Ausnahme des Alters und Geschlechts, erfolgen müsse, und zwar einzig und allein auf Kosten des Kapitals, auf Kosten des ungeheuren, von den Arbeitern geschaffenen und von den Unternehmern eingedackelten Mehrwerts. Auch das wäre ja erst ein kleiner Schritt auf der Erlösungsbahn des Proletariats.

Die Bourgeoispreffe entdecks anlässlich des Berichts des Herrn Dr. Rapias nochmals Amerika. Sie konstatirt nämlich voller Erstaunen, derselbe „zeige die sonderbare und wenig bekannte Thatsache“, daß die Sozialisten einen Theil ihres Programms aus der Wissenschaft der Hygienisten entlehnen. Wenn die Bourgeoispreffe die Thatsachen nicht durch die Brille der Klasseninteressen betrachten wollte, so würde sie finden, daß auch der andere Theil des sozialistischen Programms auf streng logischen Lehren — auf den Lehren einer vorurtheilslosen und wahrhaft freien Wissenschaft beruht.

Der Kongress der englischen Gewerkschaften.

Dieser Kongress, der mit einem großartigen Umzug durch die Straßen von Liverpool seinen Abschluß fand, war — so schreibt ein Bürgerblatt, wie die „Frankfurter Zeitung“ — die zahlreichste Versammlung englischer Arbeiter, die je zuvor stattgefunden hat. Nur einmal, und zwar im Jahre 1874, als der Kongress in Sheffield abgehalten wurde, war die Zahl der vertretenen Arbeiter über eine Million. Das war zur Zeit, als Joseph Arch, ein einfacher Landarbeiter, seine Berufsgenossen in England und Schottland in einen Gewerksverein organisiert hatte. Der Kongress in Sheffield war daher der erste, auf welchem sogenannte ungelernete Arbeiter vertreten waren und an den Verhandlungen der gelerneten Arbeiter theilnahmen. Auf dem diesjährigen Kongress war das bedeutendste Zeichen ebenfalls das Erscheinen von sogenannten ungelerneten Arbeitern, d. h. von Vertretern der Dodarbeiter, Tagelöhner u. s. w. Gerade derjenige Theil der englischen Arbeiterbevölkerung, welcher seit 1874 den Verhandlungen fern geblieben war, spielte dieses Jahr eine hervorragende Rolle. Man war allgemein darauf gespannt, zu erfahren, wie der sogenannte neue Unionismus, d. h. die sozialistisch gefärbten Verbände, welche nach dem letztjährigen Dostreit ins Leben gerufen worden sind, sich mit den älteren sozialistischen Gewerksvereinen vertragen würden.

Die Verhandlungen der letzten sechs Tage haben bewiesen, daß die Differenzen zwischen den neuen und alten Verbänden weder so groß, noch so zahlreich sind, als daß sie ernstlich das Resultat des Kongresses beeinträchtigt hätten. An harten Ausfällen haben und drüben hat es nicht gefehlt; in der Hitze der Debatte wurden persönliche Angriffe gemacht, die man nicht immer auf Rechnung der augenblicklichen Aufregung setzen konnte. Aber die Einmüthigkeit, mit der die Versammlung den Beschluß faßte, den Ausständigen in den australischen Häfen sofortige und ausgiebige Geldhilfe zu gewähren, darf als Beweis dafür angesehen werden, daß die scheinbar widersirektenden Elemente auf dem Boden

der Interessengemeinschaft eine Verschmelzung gefunden haben. Wenn man die sechstägige Arbeit des Arbeiterparlamentes in Liverpool mit dem Resultat der parlamentarischen Verhandlungen im Westminsterpalast vergleicht, so muß man zugeben, daß die letzteren, welche sieben volle Monate dauerten, ein erhabenes Resultat zu Tage gefördert haben, während der Arbeiterkongress mit überraschender Einmüthigkeit rasch und geschäftsmäßig wichtige Verhandlungen abzuwickeln und folgenreichere Beschlüsse zu fassen verstand. Der Tag ist vielleicht noch fern, wo das englische Unterhaus nur noch dazu da ist, um, wie John Burns in seiner Rede sagte, den Beschlüssen des Arbeiterparlamentes gesetzgeberische Kraft zu verleihen; aber ein Anfang dazu ist gemacht worden und die Proletarier auf dem Mons Sacer haben mit so lauter Stimme gesprochen, daß die Senatoren sich nicht länger die Ohren verschließen können.

Von Anfang an machte sich augensichtlich auf dem Kongress das Gefühl geltend, daß alle anderen Gegenstände, so wichtig und interessant sie sein mochten, in den Hintergrund treten mußten vor dem achtstündigen Arbeitstag. Die Debatte über diese Frage, welche am Donnerstag stattfand, markirt den Hochwasserstand der Arbeiterbewegung in England. Das Ergebnis war, soweit praktische Resultate in Betracht kommen, nicht ganz befriedigend; aber es ließ sich nichts Anderes erwarten. Als am 4. Mai d. J. im Hyde Park die großartige Demonstration von 250 000 Arbeitern stattfand, legte man sie in verschiedenen Kreisen so aus, daß alle Arbeiter Londons einen achtstündigen Arbeitstag wünschten. Das war nicht richtig. Wenn die Londoner Arbeiter einen solchen wünschten, so könnten sie ihn mit vereinigten Kräften sofort durchsetzen. Dem Druck einer Viertelmillion Arbeiter kann Niemand Widerstand leisten. Die damalige Demonstration drückte jedoch bloß die Sympathie aller Arbeiter mit den Bestrebungen derjenigen ihrer Standesgenossen aus, welche einen stündigen Arbeitstag wünschten. Die Beschlüsse des Kongresses in Liverpool gingen thatsächlich über diesen Standpunkt wenig hinaus. Vaterjon's Antrag, welcher von einer Majorität von 6 Stimmen verworfen wurde, erklärte sich grundsätzlich für den stündigen Arbeitstag, beschränkte ihn aber auf solche Gewerke, welche ihn wünschen und zog es vor, den Normalarbeitstag durch die Gewerkschaften selbst zu erlangen, statt ihn auf gesetzgeberischem Wege durchzusetzen. Dieser Antrag konnte unterstützt werden von solchen Arbeitern, welche überhaupt keine legislative Intervention wünschen, von solchen, welche den Normalarbeitstag für die Grubenarbeiter allein verlangen, von solchen schließlich, welche ihr Heil nur auf die Aktionen der Gewerksvereine setzen. Der Antrag, daß der Antrag Marks (London), welcher den gesetzlichen stündigen Arbeitstag für alle Industrien verlangte, nur durch eine Majorität von 38 Stimmen angenommen wurde, bedeutet aber andererseits, daß die Frage in den Arbeiterkreisen selbst noch tüchtig durchgesprochen werden muß. Denn es läßt sich nicht behaupten, daß der Kongress in Liverpool alle Arbeiter Englands und alle Gewerke vertrat. Und es ist unwahrscheinlich, daß eine gesetzgebende Versammlung diese Frage in die Hand nimmt, so lange die Arbeiter selbst noch in fast gleich großen Theilen verschiedener Meinung über dieselbe sind. Wahrscheinlich wird die parlamentarische Aktion in England, wenn sie überhaupt stattfindet, in Folge der leider immer noch zwiespaltigen Haltung der Arbeiter in der Weise vorgehen, daß sie für bestimmte Gewerke, z. B. die Grubenarbeiter, die Dodarbeiter u. s. w. eine Einschränkung der Arbeitszeit dekretirt.

Während die alten Parteileiter politischen Trugbildern nachjagen, ist unversehens eine neue Ordnung der Dinge entstanden. Neue Bedürfnisse werden geäußert, neue Fragen, neue Probleme drängen einer Lösung zu. Eine neue Generation lebt, welche sich für die abgedroschenen politischen Fragen der alten Schule nicht erwärmen kann. Ob die Demokratie weiter finden wird, um sie zum Siege zu führen, wird die Zukunft weisen.

Aufruf an sämtliche Bau- und gewerblichen Hilfsarbeiter Deutschlands!

Kamerad-n in allen Orten Deutschlands! Vom Kongress der Bau- und gewerblichen Hilfsarbeiter Deutschlands, welcher vom 8—11. April in Hannover tagte, wurde unterzeichnete Kommission beauftragt, über ganz Deutschland eine rege Agitation zu entfalten, um neue Organisationen zu gründen und die bereits bestehenden zu festigen. Wir ersuchen die Bau- und gewerblichen Hilfsarbeiter an allen Orten Deutschlands, wo die Absicht besteht, eine Vereinigung ins Leben zu rufen, die Adresse eines zur Uebernahme der hierzu erforderlichen Vorarbeiten geneigten Kameraden an C. Lange, Hamburg, Gr. Neumarkt Nr. 24, IV, einzufenden. Nur so wird es möglich sein, wirksam vorzugehen. Es kann dann von hieraus korrespondirt werden, es läßt sich das Nöthige, wie Bestimmung eines Tages, Einberufung einer öffentlichen Versammlung zur Gründung einer Organisation im Voraus regeln, damit dann der Referent, welcher für die erste Versammlung von uns gestellt werden wird, sofort an seine Aufgabe gehen und die Bewirtlichung der geplanten Gründung eines Vereins vornehmen kann. Nun, Kameraden allerorts, wo ihr noch nicht organisiert seid, beherzigt unsern Ruf, organisiert Euch und schließt Euch Euren schon organisierten Kameraden an. Der erste Kongress wurde von 23 Städten befehdt, der zweite von 53, möge sich auch diesmal zum nächsten Kongress die Zahl der vertretenen Städte verdoppeln. Also nochmals Kameraden aller Orte Deutschlands: Organisiert Euch! I. A. der Agitationskommission der Bau- und gewerblichen Hilfsarbeiter Deutschlands.
C. Lange, Gr. Neumarkt 24, IV, Hamburg.

Quittungsmarken & Kautschukstempelfabrik
von
Conrad Müller
Schwendt-Kreuzig
empfiehlt sich allen Arbeitervereinen, Krankenkassen u. s. w.
Ausführung sauber und schnell.
Preislisten gratis und franko.

Für Redaktionen!
Intell. jg. Buchdrucker, militär., prakt. Stenograf u. journalistisch geb., seit. Berichterst., Corrector, befähigt, den tech. Theil einer Druckerei selbstst. zu leiten, sucht an arbeiterförl. Zeitung Stellung als **Berichterstatter** oder **zweiter Redakteur**.
Gefl. Off. unt. A. M. 100 an d. Exped. d. Bl.

Cigarren u. Tabake
reichhaltiges Lager
von
O. Klein, Ritterstraße 15.
Dasselbst Zahlstelle der Gärtler und Bronceure (C. S. 60.)

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.
Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.
Heft 5 und 6 (Doppelheft):
Zur Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus in Deutschland.
Von Paul Kampffmeyer.
84 Seiten nur 25 Pfennig.
Die Schrift dürfte sich zur **Massen-Verbreitung** besonders eignen. Bei größeren Bezügen, sowie für Wiederverkäufer hoher Rabatt.
Zu beziehen durch die bekannten Kolporteurs und Filial-Expeditionen, sowie durch die
Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek.“
Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- und Bairisch-Bier-Lokal.
Ferdinand Taborski,
Böllinerstraße 9.

Duellplatz Lassalles
mit dem im letzten Frühjahr gestellten Denkstein (in Koffy, bei Genf) zum Preise von 50 u. 75 Pf.
O. Weistring, photographie Croc d'Or 29, Genf
Wiederverkäufern gewährte Rabatt.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal,
2 Zimmer mit Piano für Vereine.
Um Zutritt bittet
A. Flick, Boyenstr. 40.

Buchhandlung, Cigarren und Galanteriewaaren
von
Hermann Bathe.
Nowawes, Friedrichstraße 1.
NB. Alle Genossen von Nowawes und Umgegend erlaube ich, gefasene Arbeiterblätter zur weiteren Verbreitung, an mich abzugeben.

Vereinigung der Maler und verwandten Berufsgeoffen. Filiale II. W.
Wir machen hierdurch bekannt, daß sich unser Vereinslokal von jetzt ab
59 Bülow - Straße 59
im **Restaurant Hämmerle** befindet.
Berlin, den 9. September 1890.
Die Bevollmächtigten.
Gesucht wird „Berliner Volks-Tribüne“ II. Jahrgang 1888 Nr.: 1, 2, 5, 7, 15, 16, 18, 19, 22, 29, 31, 35, 40. — Offerten erbittet die Expedition d. Bl.

Liebesglück.

Rings Schnurren und Schwirren und Saufen
Das Schwungrad brummend sich dreht —
Ein Gotteshaus der Arbeit,
Darin der Friede weht.

In eisern klapperndem Webstuhl
Der Philipp geschäftig sich regt,
Am Haspel Johanne, sein Bräutchen
Paßt auf, daß der Faden sich legt.

Der Philipp und seine Johanne
Seh'n oft verstohlen sich an:
Aus schattenden Augenhöhlen
Stringt sehrender Liebeswahn.

Verdiene Woche für Woche
Sich ein Paar Thaler schwer,
Nun kommt bald auch die Hochzeit,
Was wollen die Glücklichen mehr?

Doch zwischen Beiden unmerklich
Von welcher Myrthe betäubt,
Steht bleich, durchsichtig und stierend
Der Sorge nährig Gelpens.

Ludwig Scharf.

Anheilbar.

Von Uspenki.

Deutsch von Styczinski.

(Schluß.)

Es war das erste Mal, daß wir — ich und meine Frau — einander so wild in die Haare geriethen. Ich schimpfte und sie blieb mir die Antwort nicht schuldig; darin stand sie mir nicht nach, in den allgeringsten Ausdrücken schelten zu können. Es war noch gut, daß ich in diesem Augenblick zu unserer Gutsherrin gerufen wurde, ein Gebet abzuhalten: sie reiste in's Ausland und ließ für Geld den lieben Gott um eine glückliche Reise bitten. Das rettete mich, denn sonst wäre ich noch wüthender geworden und hätte vielleicht in der Wuth etwas gethan, was ich später bereut hätte. Beim Gebet heulte ich wie verrückt. Vater Iwan und die Gutsherrin sahen mich einige Male erstaunt an, denn ich schwang das Weihrauchfaß so heftig, daß ich beinahe den Anwesenden damit in's Gesicht schlug. . . . Und was denken Sie, gab mir wohl die Ruhe wieder? . . . Das Geld! . . . Sobald ich in der Hand zwei Rubelscheine fühlte, wurde ich sofort von einem sonderbar innigen, angenehmen Gefühl ergriffen: es wurde mir so warm. . . . Und ich kam auch sofort wieder zur Vernunft. Ich denke nur: Was sind das für Dummheiten, die ich da gemacht habe — zu welchem Zwecke? Ich wurde ruhig. Auch mit der Frau machte ich Frieden. Etwas hatte mein Schimpfen übrigens genützt: sie war noch sehr erzürnt, hatte aber ein reines Kleid an und im Zimmer war es aufgeräumt. Auch auf sie hatte die Geschichte der Frau Abrikossowa Eindruck gemacht, welche ihr Haus und ihre Läden so wenig schätzte! . . . Sie sehen also, was für einen beruhigenden Einfluß auf mich der materielle Gewinn ausübte. Es dauerte nicht volle zwei Wochen und ich wurde wieder gesund und hatte mich beruhigt. . . . Dank den zwei Rubeln, die ich erhalten.

Leider konnte ich mich aber — wie sehr ich es auch wünschte — nicht ganz beruhigen und auch nicht bis zu demselben Grade von Gemeinheit herabsinken, wie früher. Dieser häusliche Schmutz, den ich ganz zufällig im Augenblick großen Kummer aufgewühlt hatte, zwang mich dazu, über meine Lage nachzudenken. Tausende von Kleinigkeiten, welche mir lange nicht mehr als etwas Böses aufgefallen waren, denn ich hielt sie eben für unumgänglich notwendig, wie vieles andere auch, tausende dieser Kleinigkeiten begannen mich aus irgend einem Grunde zu ängstigen. „So geh' doch endlich schlafen, wie lange denkst Du denn noch zu sitzen?“ sagt mir manchmal meine Frau und davon wird es mir so schrecklich elend zu Muthe. . . . eigentlich doch ganz ohne Grund, denn früher passirte mir so etwas niemals. Und meine Seele ergriff eine merkwürdige Debe. . . . und den ganzen Körper Schwäche: ich mußte immer gähnen. Ich mochte weder schlafen, noch essen, noch trinken. Es mochte jemand sagen, was er wollte, mir war es nie Recht. Wie ich es mir aber wünschte, wußte ich auch nicht. Da wurde es jeden Tag schlimmer mit mir. . . .

Einmal kam mir der Gedanke: „Wie wär's, wenn Du Dir vielleicht ein Buch zum Lesen nähmest?“ Ich entschloß mich, zu der Lehrerin zu gehen, von ihr ein Buch zu leihen. Ich ging also. . . . Ich komme; sie sitzt und schreibt. „D, ich jüde wohl?“ „Nein, nein,“ sagt sie, „ich werde noch fertig. Ich bin müde, will ein wenig ausruhen. . . . Wollen wir zusammen ein Glas Thee trinken?“ Sie machte sich am Samowar zu schaffen und mir wurde es besser zu Muthe. Ich sehe, sie ist mir gar nicht böse. Sie stellte den Samowar zurecht und sagte: „Heute bin ich sehr zufrieden, da kann ich mich ein wenig gehen lassen.“ „Womit sind Sie so zufrieden?“ Ich habe heute viel gearbeitet. Das ganze Heft da habe ich vollgeschrieben. Dafür werde ich zwanzig bis fünfundsiebenzig Rubel bekommen. Ist das nicht schön?“ „Ja, das ist viel Geld!“ „Ich bin so

froh: jetzt kann ich für die armen Kinder Bücher, Hefte, Mappen kaufen. . . . vielleicht reicht es auch noch für kleine Geschenke aus. Ach, wenn ich nur mehr Arbeit bekommen könnte. Dann sollten wir's gut haben! Strämpfe würden wir uns machen und Schuhe kaufen; auch neue Hemden nähen! Und hier begann sie zu klagen, daß sie keine Arbeit habe; höchstens hin und wieder, etwas aus dem Ausländischen, sagte sie, und auch das sei so schwer zu bekommen, denn es werde sofort von Anderen in Beschlag genommen. Es sei noch gut, sagte sie, daß sie Bekannte in Moskau habe, die ihr manchmal etwas zusenden, denn sonst bekäme sie garnichts. „Ich weiß nicht, sagte sie zuletzt, wie ich sonst die armen Kinder ansehen könnte; ich glaube, ich könnte es nicht lange mit ansehen, wie sie Noth leiden, ohne daß ich ihnen helfen könnte.“ Unterdes wurde der Thee fertig. Wir tranken ihn zusammen. „Erzählen Sie mir doch, Vater Diakon, etwas über die Bauern! Sie müssen ja die Leute doch kennen!“ „Halt,“ sagte ich, „ich begreife eigentlich gar nicht, wieso Sie auf den Gedanken gekommen sind, sich mit alledem zu plagen. Sie quälen sich so ab, und Sie haben es doch gar nicht nöthig.“ „Ach, Väterchen,“ sagte sie, „ich glaube für uns alle ist die Arbeit das Ziel des Lebens. Wozu sollten wir denn sonst leben?“ „Wozu?“ sagte ich. „Man erzählt doch, Sie haben ein eigenes Haus und einen Laden. Da brauchen Sie doch keine Noth zu leiden und haben mit der Wirthschaft genug zu thun.“ Und ich erklärte ihr weiter, daß man in der Hauswirthschaft Sorgen und Arbeit genug habe. Wozu sich dann noch mit den Bauernkindern abmühen? (Beinahe wäre ich herausgeplagt: „mit den schmutzigen Ferkeln.“) Sie lächelte und seufzte dann. „Rein Väterchen, es wäre eine Sünde, um die eigene Wirthschaft zu sorgen in einer Zeit, wo. . . .“ „Gehört denn das Haus wirklich Ihnen?“ „Ja.“ „Der Laden auch?“ „Auch der Laden und die Schenke.“ „Dann verstehe ich Sie nicht!“ Vor Reid empfand ich einen Schmerz in den Fingerspitzen. „Wie kann ich etwas nehmen,“ sagte sie, „was nicht mir gehört? Alles das haben mein Vater und der Vater meines Vaters durch anderer Händearbeit erworben, wie sollte ich dieses Geld für mich in Anspruch nehmen? An diesem Gelde fließt doch Anderer Blut und Schweiß! . . . Bei diesen Worten leuchteten ihre Augen auf und nun begann sie eifrig, wie vom Fieber ergriffen, alles das auseinanderzusetzen. Eine ganze Stunde sprach sie wohl und mir leuchtete es immer mehr ein, daß sie Recht hatte. „Wo bleibt denn das Gewissen bei all den Menschen, die noch im Stande sind, so etwas zu thun? Ich kann nichts thun, wozu mein Gewissen nicht „ja“ sagt. Deshalb habe ich das Haus und die Läden verlassen. . . .“ Und alles war so klar, so einfach, daß ich ihr nicht mit einem Worte entgegneten konnte. „Und ihr Mann?“ sagte ich. „Den habe ich deshalb im Stich gelassen, weil ich ihn nicht liebte. . . .“ „Ja, aber wo bleibt denn die Ehe?“ „Ja, sagte sie, ohne Liebe ist keine Ehe möglich. Was soll ich thun, wenn ich ihn nicht lieben kann und nicht lügen mag.“ „Sie sind also deshalb weggegangen?“ „Ja, deshalb.“ „Auf ihre Wittigst haben Sie auch verzichtet.“ „Auch auf die Wittigst. Ich habe alles dem Manne gelassen, damit er nur mich gewähren ließe. Außerdem verdient auch er sein Geld nicht mit ehrlicher Arbeit, ist also ebenfalls mein Feind.“ „Also deshalb haben Sie es gethan? wirklich, deshalb?“ „Ja, ich habe meinen Mann nicht geliebt, es war mir zuwider, das ganze Leben hindurch zu lügen, ich haßte das Geld, das durch Lüge erworben war, deshalb warf ich es von mir. Ich habe eingesehen, daß man alles für den armen Nächsten hingeben müsse, deshalb thue ich für ihn, was in meinen Kräften liegt. . . . Aber leider kann ich nicht viel thun. Wenn Sie nur wüßten, wie auch das quält!“ „Weshalb quälen Sie sich also?“ fragte ich noch einmal. „Weil ich es nicht mit ansehen kann, daß meine Nächster Noth leiden und ich so wenig für sie thun kann.“ „Das ist der einzige Grund?“ „Sie glauben wohl, daß das meine Qualen nicht werth ist?“ Das erstemal fühlte ich Mitleid im Herzen. . . . Alles, was sie da erzählte, hatte ich unzähligemale gesehen, aber niemals ist es mir in den Sinn gekommen, mir darüber Gedanken zu machen. Ich hielt alles das für selbstverständlich, für notwendig. . . . Und da hatte sie es mir plötzlich in ein anderes Licht gerückt. Ich sah und hörte zu und hätte wohl so einige Stunden sitzen können, wenn man mich nicht zum Unglück nach Hause gerufen hätte: ich mußte zu einem Sterbenden. Und das war mein Unglück. Ich mußte immer an ihre Worte denken und hätte beinahe heulen mögen vor Schmerz, als ich in der dunklen Bauernstube war, in der ein alter Bauer im Sterben lag. Die ganze Familie erwartete seinen Tod. Nur mit Mühe gelang es den Bauern, weinerliche Gesichter zu machen, denn ihre Gedanken waren ganz wo anders. Sie dachten daran, wer das neue Pferdegeschirr, wer die Bienensücke bekommen würde und wem es gelingen würde, den jungen Klappen zu behaupten. Vater Iwan las mit milder, gerührter Stimme die Todtengebete und dachte daran (ich konnte es ganz gut an seinen Augen ablesen), wie viel er für seine

Mühe bekommen werde. Schwer keuchend lag auf seinem ärmlichen Lager der alte Bauer, der sein ganzes Leben hindurch, an die Scholle gefesselt, in ehrlicher Arbeit sein Brot verdiente. Es raffelte im Hals und in der Brust, zeitweise versagte ihm die Stimme ganz. Aber er nahm sich zusammen und kispelte mit leiser Stimme seinen letzten Willen kundgebend: „Das Geschirr. . . soll — Iwan bekommen,“ brachte er mit heiferer Stimme hervor, „daß ihr wegen des Pfluges nicht zankt! . . .“ Er konnte nicht mehr zu Ende sprechen: er starb. Dieser Tod, — ich hatte in meinem Leben tausend ähnliche gesehen, — dieser Tod versetzte mir einen Messerstich mitten in's Herz. Wieviele sterben mit dem Gedanken an ein Geschirr, oder einen Kug, als an etwas sehr kostbares, das man mit vieler Arbeit, vielem Schweiß erkaufen müsse. An diesen Schweiß mußte ich denken, dessen Früchte ich ebenso, wie hunderte anderer Schmarroger, ohne Mühe und Arbeit einzustreichen suchte. Daran mußte ich denken und der Athem stockte in meiner Brust. Selbst das Geld, das ich bekam, machte mir keine Freude. Es kam mir vor, als schleppte ich eine Last fort in der Tasche, in der das Geld versteckt lag, obgleich es nicht viel war: zwei Zwanzigpfennigstücke. Ich war tief ergriffen und schwieg den ganzen Weg hindurch, als ich mit Vater Iwan in einer Telega nach Hause fuhr. . . . Jetzt äußerte sich mein Seelenschmerz nicht mehr in Magenbeschwerden; jetzt jah ich klar, wozu man lebt! . . . Ja, mein Herr, Frau Abrikossowa lebt im Namen der Wahrheit und unsereins im Namen der Lüge. . . . Das hatte ich ganz klar begriffen!

Auf diese Weise, mein bester Herr, kam in meine Seele die Noth, die Qual, . . . die Krankheit. Unerwartet, unverhofft fiel ein göttlicher Funke in meine Schweineesele, und quälte mich halb zu Tode. . . . Und woher kam nur alles das? . . . Woher der Einfluß der Frau Abrikossowa auf mich? . . . Bei Gott, ich sage Ihnen die Wahrheit, sie hatte durchaus kein Interesse für mich, war auch gar nicht häßlich und doch. . . . Es zog mich etwas zu ihr hin. . . . Ich glaube, das war das Gewissen, welches um diese Zeit überall erwachte, selbst an Orten, an denen man es nie erwartet hätte. . . . Nehmen Sie doch nur z. B. meine Seele. . . . die schien doch für das Gewissen ein ganz unfruchtbarer Boden zu sein — und doch kam es! Und ähnlich muß es auch über Frau Abrikossowa gekommen sein. . . . und hat es auch ihre Palästen hinausgejagt. . . . Es ist halt so eine Zeit! . . .

Wie das gekommen ist, weiß ich nicht, aber eins ist sicher: in meinem Kopf setzte sich der Gedanke an die Wahrheit fest. . . . da begann ich ganze Nächte hindurch zu wachen und nachzudenken. . . . Ich ging sogar ohne Abendbrod zu Bette. Und das hat in unserem Schweineleben viel zu bedeuten: ohne Abendessen zu Bett zu gehen! . . . Ganze Nächte hindurch schläft man nicht. . . . Man kratzt sich ohne Unterlaß. . . . So verändert einen der Gedanke! . . . Und endlich kam ich dahinter, daß sich in mir kein Staubkörnchen Wahrheit befindet. . . . Hatte es mir etwa das Gewissen diktiert, in den geistlichen Stand zu treten? Nein! Erfüllte ich etwa gewissenhaft die Pflichten einer geistlichen Person, oder auch nur die Pflichten eines gewöhnlichen Menschen, dem Gott Herz und Gewissen gegeben hat, erfüllte ich etwa meine Pflichten gegen den Nächsten? Nein, tausendmal nein! Habe ich mein Gewissen befragt, als ich die Ehe schloß? Wieder nein! Ich schluchzte, ich fühlte einen Schmerz im Herzen, wie ich ihn noch nie im Leben gefühlt hatte. Und dieser Schmerz wurde immer heftiger, immer böser, denn ich mußte immer weiter und weiter denken. . . . Wie gern hätte ich weniger denken mögen, wie sehr wünschte ich mir von ganzer Seele, überhaupt nicht zu denken, dann wär's ja ganz ausgezeichnet! Aber nein! Es quälte mich die Gedanken immer mehr und mehr ohne alles Erbarmen. . . . Ich höre nicht, was man mir sagt, ich nicke nur mit dem Kopfe, ich stehe in der Kirche mit dem Weihrauchfaß in der Hand wie ein Verrückter und weiß gar nicht, was ich halte. . . . Ach, es war ganz fürchterlich, was ich alles erdulden mußte um diese Zeit!

Wie lange das dauerte, weiß ich nicht mehr genau, aber ich dachte ohne Unterlaß nach und kam der Sache bis auf den Grund, bis auf die Wurzel. Es folgte daraus, daß ich alles im Stiche lassen müsse, im Schweiß meines Angesichts mein Brod mir erarbeiten müsse. . . . Das war mir klar und ließ keinen Zweifel zu, klar, wie Schwarz auf Weiß. Wollte ich redlich sein, so mußte ich mein Bündel schnüren, alles thun, wie ich gesagt habe. . . . wie es aus meinen Gedanken folgte, meine ich. . . . und damit Basta! Da erwachte in mir wieder das schweineische Element. Wenn ich aber, dachte ich mir, Steine klopfen oder Holz schlagen muß, um durchzukommen? . . . Ei, ei, da zeigte es sich wieder, was für ein Schwein ich war.

Bist Du verrückt geworden, sprach eine Stimme in meinem Innern, jetzt hast Du ein Haus, hast Ruhe, es geht Dir gut und nun mit einem Male willst Du alles zum Teufel schicken und davongehen! Tagelöhner willst Du werden? Und so lächerlich stellte mir diese Stimme alles dar, daß ich mich hätte kugeln mögen vor lauter

Lachen. . . Ha-ha-ha! Nein, was für ein Esel bin ich doch! Weshalb, wozu beraube ich mich der Ruhe? Ich begann wieder daran zu denken, wie schön es zu Hause sei, zusammen mit der Frau u. s. w. Auch Vater Iwan erschien mir jetzt als unschuldiger Lamm, — sonst konnte ich ihn gar nicht aushalten — und alles erschien mir in so rosigem Licht, daß es wahrhaftig eine Eiselei sondergleichen gewesen wäre, davonzugehen. Nein, so was Dummes! Ich wurde wieder lustig, bekam Appetit und war immer so guter Laune, daß ich es gar nicht beschreiben kann.

Das war also das Ende vom Liede: stark war das Gewissen in mir, quälte mich eine ganze Woche hindurch und ließ mir keine Ruhe, aber noch stärker war das schweiniische Element in mir. Hier fing aber auch die eigentliche Krankheit an. Ich hatte mich gefreut, daß ich das Denken los geworden war, daß ich nicht mehr so unruhig war, wie früher, wo das Gewissen sich in mir zu regen begann. Ich hatte gedacht, nun geht es wieder gut, einstweilen will ich andern das Vergnügen überlassen, so zu leben, wie die Lehrerin . . . aber in Wirklichkeit wurde es noch schlimmer mit mir. Immer schwerer und schwerer . . .

Ich verließ weder mein Haus, noch gab ich meine geistliche Stellung auf: ich lebte, wie bisher. Aber jetzt wußte ich, daß ich gewissenlos handelte. Ich fühlte mich nicht nur als einen Menschen mit rein thierischen Instinkten, sondern als einen ganz gemeinen Betrüger, als Bauernfänger, und auf meiner Seele sammelte sich so viel Unrath, daß ich es gar nicht sagen kann. Von Tag zu Tag wurde das schlimmer, widerlicher, denn das Gewissen erhob immer lauter und lauter die Stimme, aber auch das Schwein in mir wahrte seine Rechte. Das Gewissen erhob mich manchmal, bald aber zog mich das schweiniische Element wieder in den Staub. . . Ich fühlte mich krank, geplagt, unendlich krank. . . Nichts war doch einfacher, scheint es, als so zu handeln, wie es die Wahrheit verlangte, wie es Frau Abrilossowa gethan hatte: alles von sich zu werfen, was mit dem Gewissen nicht stimmte! Aber nein! das Schwein in mir erweckte solche Neigungen, daß ich gar nicht einmal im Ernst daran denken konnte, den neuen Weg einzuschlagen. Das Gewissen dauerte eben nie lange und war nicht mächtig genug. — Und es that so weh, so schrecklich weh! . . . Was sollte ich thun? Womit den Schmerz lindern? Natürlich! — Nicht ich bin schuld an der ganzen Sache, Andere sind schuld. Auf diese Art und Weise kam ich dazu, den „Andern“ Alles in die Schuhe zu schieben. Und da war meine Frau die erste, die mir am nächsten stand, also mußte sie herhalten. Dann kam Vater Iwan an die Reihe, dann die Bauern. . . Am meisten hatte natürlich die Frau von mir auszustehen. Nun fühlte ich aber, daß ich selbst von allen am schuldigsten war, daß ich ihr zum großen Theil dazu verholfen hatte, ein Thier zu werden, wie ich eins war, ich fühlte das und — trank Schnaps, um mich zu trösten. So fing bei mir die Trunksucht an. . . Bald verließ mich meine Frau. Da hatte ich den letzten Halt verloren und nun wurde es noch schlimmer. Ich habe es vergessen zu sagen, daß ich von Zeit zu Zeit, wenn ich nicht gerade krank war oder mit meiner Frau zankte, zur Frau Abrilossowa ging, um ihr mein Leid zu klagen. Sie nahm mich immer theilnahmenvoll auf, und weil mein Leben so schwer war, ging ich öfters zu ihr, um Trost bei ihr zu suchen. . . Meine Frau aber mit der ich in ewigem Streit war, verstand das nicht und dachte, ich hätte mich in die Lehrerin verliebt. Das kränkte und ärgerte sie furchtbar und sie wurde noch tausendmal unerträglicher, als früher. Na, von mir hatte sie auch genug auszustehen, das muß ich sagen! Alles das was in mir schlecht, gemein war, alles das entdeckte ich an ihr und schalt sie deshalb. Später zeigte es sich, daß das für sie von großem Nutzen war, im ersten Augenblick aber verlor sie all ihre Geduld, wollte zum Archijarej*) gehen, sich über mich beklagen, und drohte, daß sie Frau Abrilossowa bei der ersten besten Gelegenheit mit eigener Hand züchtigen werde für die Schande, die sie ihr anthue. Unser gegenseitiger Haß war tödtlich, denn ich nahm Frau Abrilossowa in Schutz, was meine Frau nur noch mehr gegen mich aufbrachte. So kam es denn eines Tages, daß meine Frau nach einem furchterlichen Auftritt aus dem Hause lief und geradeaus zu Frau Abrilossowa eilte. Sie war gewiß mit der Absicht gegangen, die Lehrerin durchzuprügeln, aber ihre Wuth verslog wohl allmählich unterwegs und sie begann sich damit, der ahnungslosen Frau eine schöne Portion Schimpfworte an den Kopf zu werfen. „Meinen Mann verführst Du! . . . Dem Archijarej werd ich's sagen!“ u. s. w. Natürlich wurde auch Frau Abrilossowa wüthend (denn das war zu schändlich und ungerecht) und wollte meine Frau davon jagen. . . Aber sie ging nicht, sondern begann zu jammern, zu weinen und zu heulen. Sie begann ihr Leid zu klagen, der Lehrerin zu erzählen, wie schlecht und gemein ich sei, und die Lehrerin nahm sich ihre Klagen so sehr zu Herzen, daß sie ganz gerührt wurde und auch anfang zu weinen und meine Frau zu beruhigen und zu lästern.

Von dieser Zeit an wurden sie unzertrennbare Freundinnen. Beide ließen mich laufen. Ich blieb allein zurück mit meinen thierischen Neigungen und meinem Schnaps. . . Meine Frau, welcher ich so arg zugefetzt hatte, war mir jetzt sogar sehr dankbar für mein Schelten, durch welches ich sie auf ihre Gemeinheit aufmerksam

gemacht hatte. Mein Schelten hatte sie den Lehren der Frau Abrilossowa zugänglicher gemacht. Sobald sie aber alles begriffen hatte, ging sie aus meinem Hause. Sie war eben jünger als ich, auf ihre Seele war nicht so viel Schmutz, und von diesem war durch mich einiges hinweg geräumt worden. So ging sie denn — um zu lernen. . . Das versetzte mir den letzten Stoß, ich sank zu Boden. . . Es wird mir schwer, daran zu denken, das zu erzählen.

Die Gesellschaft des Vaters Iwan und seiner praktischen Bekannten sagte mir nicht mehr zu. Sollte ich weggehen? Dazu hatte ich den Muth nicht. Ich blieb also und log weiter. Von Zeit zu Zeit betrank ich mich, dann sagte ich alles, was mir auf dem Herzen lag und zankte mit ihnen. Was mich am meisten beträubte, war der Umstand, daß es mir immer klarer wurde, daß ich nie und nimmer von meinem bisherigen Wege abkommen werde.

Ich hatte Lust zu sterben. . . Sobald ich aber einsah, daß dies der einzige Ausweg für mich sei, daß ich sterben müsse, da wollte ich um jeden Preis leben. Nun stürzte ich mich blindlings in alle Sünden, lief Weibern nach u. s. w.

Ich wurde benutzirt. Ich sagte dem Vater Iwan ordentlich meine Meinung, als ich einmal wieder betrunken war, machte bei einer Hochzeit Schweinereien mit einem Weibe, führte in der Kirche einen greulichen Skandal auf. Ich wurde davongejagt und eingestekt.

Anfangs, als ich im Kloster saß, wurde ich ein wenig vernünftiger und es wurde mir jetzt klar, daß es nur einen Ausweg für mich giebt: zu sterben oder mein Leben von neuem zu beginnen. Und da bin ich auf den Gedanken gekommen: Wäre es nicht vielleicht möglich, auf irgend eine Weise gründlich meinen Leib und meine Seele zu kuriren? Den Leib mit Medizin, die Seele mit Letztüre? Wie denken Sie über die Sache? Wäre es nicht möglich, durch diese Mittel ein neuer Mensch zu werden, um ein redliches, wahres Leben zu beginnen?

Mit dieser Frage beendete der Diakon seine Erzählung. Ich überlasse die Lösung der Aufgabe Spezialisten und Sachverständigen. Als gewöhnlicher Beobachter der Sitten des Volkslebens habe ich nur die Aufmerksamkeit der Leser auf das Vorhandensein einer Krankheit lenken wollen, die bis jetzt in diesen Schichten und mitten in den kulturell am meisten zurückgebliebenen Provinzen noch nie beobachtet worden ist. Diese Krankheit ist — der Gedanke. Mit leisen Schritten, auf verborgenen, kaum bemerkbaren Pfaden bringt er in die verstecktesten Winkel Rußlands ein, fällt oft auf den scheinbar unfruchtbarsten Boden. Mitten in dieser scheinbar lautlosen Ruhe, in diesem tiefen Schlaf verändert sich allmählich, langsam, unbemerkt der geknechtete, verwilderte russische Geist und nimmt eine neue Form an. Und diese Veränderung geht, was die Hauptsache ist, im Namen der allerstrengsten Wahrheit vor sich.

Aus meinem „Bauernspiegel“.

Von Willibald Ragg („Deutsche Worte“).

(2. Fortsetzung.)

II. Die brave Verstellung.

1. Wir haben die sittlichen Normen und Grundsätze, welche unserem Bauer als die richtigen gelten, kennen gelernt. Wir wollen dieselben noch im Einzelnen kritisch beleuchten und daraus die Konsequenzen ziehen; dies wird später geschehen. Aber wir brauchen blos hinzuweisen auf die in jenem Moralsystem enthaltene Vernachlässigung, ja Bedrückung des Körpers, auf die Verdrängung aller feineren Sinnlichkeit, die Verpöndung einer weiter gehenden Verstandesentwicklung und des freien Urtheiles, — und wir werden sagen müssen, daß die menschliche Natur sich mit diesem System nicht abfinden kann, am wenigsten, wo sie ursprünglich so derb und kräftig ist, wie im bairisch-österreichischen Stamme. Durch äußere Faktoren ist unseren Bauern diese „Sittlichkeit“ aufoktroirt worden, und wenn er sich nach ihr richtet, so ist es nicht Erziehung, sondern Dressur, nicht freie Entschließung, sondern angezwungene Manier.

Dieses Moralsystem also, welches schon zur Zeit seiner Einführung nur ein provisorisches sein konnte, wenn auch damals vielleicht pädagogisch gefordert war; welches dann von lebens- und entwicklungsfeindlichen Elementen noch weiter entstellt worden ist und unter dem Mantel der Religion noch fortwährend auf dem Nacken unserer Bauernschaft lastet — ist das geistige Medium, in welchem die „reiß“ gewordenen Landleute leben, weben und sind.

Nur was in diesem System gedacht und gewollt ist, darf sich in die Oeffentlichkeit wagen, daher greift es auch in das innerste Sinnen und Treiben des Bauern hinein, — ja beherrscht es wohl auch ganz, wenn dieser nur ein armes inneres Leben hat und sich bewußt nicht mehr denken kann, als er nach außen braucht. Dieses System ist für das Landvolk daher schon eine zweite, krankhafte Natur geworden, die den ganzen Menschen überwuchert, und in der er sich nun schon von selber, auch ohne anderweitigen Einfluß und Zuspruch, vervollständigt und ausbildet — zu seinem Verderben. Daneben wird aber doch die echte, wahre Natur immer wieder unverfälscht in jedem Kinde geboren. Sie wird zwar stets wieder zurückgedrängt, aber sie bleibt, obwohl nach außen abgesperrt, obwohl oft nur mehr auf

das unergründliche Meer der unbewußten Seelenvorgänge beschränkt, und — artet aus.

Die Bewunderung des Schönen und Guten an Anderen erzeugt den Trieb der Nacheiferung; wird jedoch diese Bewunderung als eitles Gefühl hingestellt, versumpft der angeregte Wille in Trägheit, — dann geht diese Bewunderung, der aus ihr resultirende nicht benutzte Trieb der Nacheiferung in Mißgunst und Neid über, und der Neid ist ein elementarer Grundzug der geheimen Bauernnatur, und je näher die bewunderte Person den Verhältnissen des Bauers steht, je stärker ihn also diese Bewunderung antreiben will, je ähnlicher zu erstreben, desto heftiger wird sein willensträges Herz vom Neide „versucht“ (d. i. überwältigt, mit der Einschränkung, daß der Maniermensch nicht seine äußerliche Sanktion hinzugeibt). Läßt z. B. ein Bauer seinen Sohn „etwas lernen“, und es geht gut vorwärts, so darf er, ohne selbst dem besten Bekannten Unrecht zu thun, annehmen, daß in aller Dorfbewohner Herzen, d. i. in ihrem natürlichen Ahnen und Fühlen, der Neid vorhanden ist: will der Sohn Priester werden, dann wird dieser schlummernde Neid vom frommen Maniermenschen, der in allen lebt, niedergehalten und die ganze Gemeinde opfert diesen Jüngling Gott auf; gleichzeitig fühlt der Naturmensch in den Landleuten, daß die Priesterwürde wegen der geschlechtlichen Entbehrungen nicht recht angenehm ist, und diese Wahrnehmung dämpft im Geheimen den geheimen Neid. Wird aber dieser Student kein Geistlicher, sondern etwas anderes Angesehenes, — dann hat der bäuerliche Maniermensch kein hinreichendes Mittel zur Bewältigung des natürlichen Neides, und der heimliche Naturmensch keinen Ersatz gegen das beneidete Gute an diesem Studenten, und der Neid bricht in allerlei Neuzerungen, in Begegnungen, in Berurtheilungen und Verdächtigungen der boshafteften Art allüberall zu Tage. Ich habe dies an mir selber erlebt. Dieser Neid siele ganz weg, wenn die Bauern ihre Verachtung alles Neuen und „Herrischen“ ablegen, ihre Trägheit überwinden und ihre Söhne gleichermaßen, etwa an eine landwirthschaftliche Schule, oder doch zu Hause durch sorgfältigere Anweisungen, durch liebevolle Erziehung u. s. w., zu etwas Tüchtigerem heranbilden möchten. Aber der alte Maniermensch läßt dies nicht zu, und der Neid im Herzen ist der Lohn dafür.

Ähnlich geht es dem Bauernvolk mit dem geschlechtlichen Trieb. Mit einem Mädchen freundlich sein, es zu lieben, ihm herzlich unter die Augen zu sehen, würde sich der junge Bauernbursch vor anderen schämen und ob solchen Treibens auch von der ganzen Dorfschaft als „kindisch“, „läppisch“ und „leichtsinzig“ verlacht und getadelt werden; gehen doch selbst die Brautleute wie zwei Holzstöcke nebeneinander zum Altar. Weil aber der Geschlechtstrieb nicht an die Oeffentlichkeit darf, um sich in der ehleren Liebe zu zerstreuen, so wuchert er mit der sinnlichsten Gluth im Geheimen fort, wird ärger und ärger; wer nicht mit irgend Einer zufällig zum Aeußersten Gelegenheit findet, befriedigt sich wahrscheinlich auf unnatürliche Weise, wenigstens weiß ich, daß bäuerliche Individuen bis zum Laster der Bestialität herabsinken, — wozu freilich das trodrene, peinigliche Moralsystem der Bauern, welches ein schönes Weib zu begehren als das ärgste Verbrechen hinstellt, welches allen Idealismus, allen Sinn für das Schöne über Bord wirft, erleichternd mithilft. Ein Städter könnte doch wenigstens das Grausen nicht überwinden! — Ich will die Ausartungen der einzelnen, von Natur aus edlen, aber durch das bäuerliche Sittensystem unterdrückten Triebe nicht weiter aufzählen und verfolgen; es wird sich jeder selbst eine Vorstellung machen, in welcher Art die zurückgedrängte, unterbundene Natur sich nach nothwendigen, psychischen Gesetzen von selber in Mißbildungen entwickelt; freilich werden auch die Regungen dieser so verblendeten, verdorbenen Natur, und zwar noch schärfer als die der gesunden, von dem aufgeimpften Moralsystem verpönt, und viele Bauersleute sind noch so stark, auch über die die verdorbene Natur in den hervorragendsten Punkten Herr zu werden; in manchen Individuen wieder ist die Natur, auch die verdorbene, bereits so schwach, so verkümmert, daß sie hierzu gar keine merkliche Mühe brauchen. Aber dieses Moralsystem reicht nicht aus für das ganze Leben des Menschen bis hinein in alle seine Details und es wird dem stillen, aber allgemeinen Wirken und Wellenschlagen der verdorbenen Natur in der Bauernwelt so wenig entgegenzuwirken vermögen, als man etwa einen Wasserschwall mit einem Fischeerze auffangen kann.

Wir haben demnach in jedem Bauernmenschen, wo dieses Moralsystem herrscht, ein Doppelwesen vor uns; einen mehr oder minder „ordentlichen“ Maniermenschen und einen minder oder mehr verdorbenen Naturmenschen. Das ist die erste Grundregel bei der richtigen Würdigung unseres Bauerncharakters.

2. Objektiv genommen wäre demnach das Treiben aller dieser Leute Verstellung, da sie sich im Verkehr und in der Oeffentlichkeit anders geben, als sie im Geheimen sind. Aber dieses Urtheil wäre doch zu hart. Weil nämlich das Moralsystem das ganze äußere Leben, den ganzen Verkehr und alles mit diesem zusammenhängende Denken und Wollen beherrscht, somit fast alles Bewußte nur im Rahmen dieses Moralsystems austritt, so ist das Natürliche ganz oder doch zum weitaus größten Theil in's Bereich des Unbewußten zurückgedrängt und steht den bäuerlichen Maniermenschen eigentlich als unbekanntes Macht gegenüber, fast als ein feindliches Reich, dessen Einflüssen man sich, wo man solcher gewahr wird,

*) Erzpriester.

entziehen müsse. So sieht denn der Bauer in der Verleugnung des Natürlichen ein Verdienst; und wenn auch diese unbestimmten (nach der Manier) „unordentlichen“ Regungen der Natur Gestalt annehmen und der Bauer schon weiß, worauf sie eigentlich zielen, so muß er sie doch, Charakters halber, wenigstens vor den anderen Menschen niederkämpfen und verleugnen. Nur eine Kleinigkeit als Beispiel. Unter dem Titel der Zurückhaltung und Bescheidenheit verlangt die Manier unter anderem auch, daß man an einem Ort, wo man auf Besuch ist, womöglich nichts annehmen soll, seien es nun Speisen, die aufgestellt werden, oder sonstige Kleinigkeiten. Andererseits gebietet die Manier wieder Demjenigen, der Besuch erhält, daß er seinen Besuchern mit etwas „aufwarte“ und, wenn sie sich „dagegen spreizen“, sie zur Annahme des Vorgelegten nöthige. Dieses Nöthigen nennt man auf der Bauerei par excellence „heren“. Es ist höchst ergötzlich, zuzuschauen und zuzuhören, welche lächerliche Szene sich abspielt, wenn nun die gastliche Wirthin irgend ein schmachtendes Bißlein, etwa eine lange, dampfende Bratwurst, vor den Besucher auf den Tisch stellt. Der Besucher möchte heimlich gewiß recht gerne zugreifen, er ist ja zu Hause so sparsam, und hier bekäme er etwas umsonst; aber auch an sich reizt ihm der fetter Wohlgeruch den allezeit vorhandenen Appetit. Aber „man soll nicht“, sagt die Manier. In diesen Widersprüch leuchtet so trostvoll die Zuversicht hinein, daß ihm das Würstlein nicht entgehen kann, die Hauswirthin muß ihn ja „ehren“. Und da sündigt er nun recht darauf los, weigert und wehrt sich, als kostete es das Leben; die Wirthin darf's nicht dulden, es entspinnt sich ein Wortwechsel, grobe Höflichkeiten und höfliche Grobheiten sogar fliegen hin und her: „Gelt's so seid's Ihr, wann Ihr zu uns kommt's, ist Euch nix recht von uns, wir sollen aber allezeit bei Euch essen und trinken“ und dergleichen mehr. Endlich wird's der Besucher schon müde und setzt sich, noch immer halb unwillig, zum Teller. „Na, wann Ihr's schon nicht anders thut's (gelten laffet)“, sagt er, und ist ein wenig. „Aber Du ist ja nicht, so ist doch — ich weiß gar nicht — so ist doch“, sagt fast mit thränenweicher Stimme die Wirthin und begleitet mit dieser „ehrenden“ Musik die angenehmen Gaumenempfindungen des endlich besiegten, nun verschämt schmaufenden Widerpartes.

Das platte Land und die Sozialdemokratie. III.

Wie hat sich nun das Leben des ländlichen Proletariats mitten in diesen großen technischen Umwälzungen gestaltet?

Wenn Jemand an einem sonnigen Frühlingsmorgen, am offenen Koupee Fenster eines Schnellzuges sitzend, durch die grünen, mit erquickender Luft erfüllten Fluren des platten Landes fliegt und im Vorbeizug jene armseligen Land-Tagelöhnerschaaren betrachtet, die einen Augenblick rastend dem Dahineflenden nachstarren, mag er dieselben vielleicht bei dem Gedanken an unser Industrie- und Arbeiterproletariat glücklich schätzen; aber er würde ganz anderer Ansicht sein, wenn er selbst seit Morgens 4 Uhr in gebückter Stellung gegraben oder gehackt, gemäht oder Garben gebunden hätte. Vollständig belehrt jedoch wäre er, wenn er an einem eiskalten März- oder Oktobertage mit eisweislerem Wagen gepflügt, Rüben eingemietet oder gar an heißem Augusttage, während die Sonnengluth wie eine athembeklemmende Staubwolke auf der Ebene lagert, nur eine halbe Stunde lang die reifen Aehrenfrüchte geschnitten hätte. Nicht zu reden von solchen Tagen, an denen die eifigen Hagel- und Regenschauer des Frühlings und Herbstes die Arbeitenden bis auf die Haut durchnässen und ein schneiderer Nordost die Trocknung vornimmt.

Der Tagelöhner, welcher, die Eppausen abgerechnet, täglich 14 Stunden lang hinter dem Pfluge hergeht und von den harten Erdschollen wie ein Spielball hin und her geschleudert wird, kommt des Abends wie gerädert nach Hause. Die Arbeit des Mähers, Garbenauf- und Abladers, Sackträgers und Rübenraderers ist nicht minder anstrengend. Dasselbe gilt noch mehr von der Arbeit der Frauen und Kinder, die Garben binden, in knieender und gebückter Stellung Feldfrüchte haken, Unkraut jäten, Körner steden oder Kartoffeln und Rüben ernten. Hier kommt dazu, daß die fortwährende Berührung mit dem feuchten und kalten Erdboden leicht rheumatische Leiden, und das stundenlange Verharren in unnormalen Körperstellungen Gebrechen wie Verkrüppelungen u. s. w. erzeugt. Hauptächlich werden die in der Entwicklung begriffenen Kinder hiervon heimgesucht. Was alle diese Arbeiten noch besonders aufreibend macht, ist die ungewöhnlich lange und meist sehr intensive Arbeitszeit. Extraarbeitskräfte stellt der Grundbesitzer nur bei günstigem Wetter, das natürlich auch aufs äußerste „ausgenutzt“ wird, und das natürlich auch aufs äußerste „ausgenutzt“ wird, während der Saison ein. Außerdem ist die schöne Praxis des Akkordlohnsystems längst für alle größeren und dringenden Arbeiten im landwirtschaftlichen Betriebe eingeführt.

Die Anwendung der Maschine ändert wenig. Gegen die Unbilben der Natur schützt sie überhaupt nicht, raubt dagegen, wie z. B. bei Maschinenbruch, meist dem Arbeiter noch die gesunde Arbeitsbedingung der staubfreien Luft.

Die ländliche Arbeitszeit beträgt durchschnittlich 14 bis 16 Stunden. Sie beginnt der Jahreszeit entsprechend um 4 oder 5 Uhr Morgens und endet um 8 oder 10 Uhr Abends. In der eigentlichen Bestell- und Erntezeit, wo außerdem die Arbeitskraft am inten-

sivsten ausgenutzt wird, erfährt sie noch eine beträchtliche Verlängerung.

Die richtigen Ess- und Ruhepausen werden selten, in den Zeiten der Saison fast nie, voll eingehalten.

Der größte Theil des ländlichen Proletariats arbeitet außerdem auch dann, wenn seine offiziellen Arbeitsstunden vorüber sind, noch weiter. Theils um die Massen künstlich an die Scholle zu fesseln, theils auch, um möglichst niedrige Löhne zu zahlen, hat der Grundbesitzer das Benefizium des „Kartoffeladers“ eingeführt. Es ist dies ein Stückchen Feld, das der Tagelöhner zur pachtfreien Benutzung in Form von Lohnzahlung erhält. Ein Theil des ländlichen Arbeiterheeres ist heut selbst noch Eigenthümer einer kleinen Ackerparzelle. Allerdings ist die Zahl dieser sehr im Abnehmen begriffen. Bei dem Stande der heutigen Produktion, wonach die Unrentabilität mit der Kleinheit des Betriebes wächst, haben sie eben die ungünstigsten Chancen.

An schönen Erntetagen nun, wenn der Grundherr alle seine Leute braucht und Niemand, um sein eigenes armseliges Besitztum in Ordnung zu bringen, wegbleiben darf, sind dieselben auf die Nachtstunden angewiesen. Nachdem die „Häusler“ und „freie“ Tagelöhner im fremden Dienste tagüber halb zu Tode gehegt worden sind, quälen sie sich mit Weib und Kind bis tief in die Nacht dann noch auf ihrem „Eigentum“.

Der Lohn des ländlichen Proletariats ist geradezu Erzeuger einer chronischen Hungersnoth.

Leider ist es bei dem Fehlen jedes zuverlässigen statistischen Materials und in Folge der schwankenden Naturalzahlungsmethoden der verschiedenen Distrikte ganz unmöglich, seine Höhe genau festzustellen. Wir berufen uns hier auf unsere Gegner. Der Kongreß deutscher Landwirthe veranstaltete in den Jahren 1873 und 1874 Ermittlungen über die Lage der ländlichen Arbeiter. Darnach betrug, nach den Zusammenstellungen des Prof. von der Goltz, der Durchschnittstagslohn des Mannes im ganzen deutschen Reiche:

während des Sommers 1,64 M.
„ Winters 1,24 „

im Durchschnitt des ganzen Jahres 1,44 „

In Preußen und Schlesien ist die Wohnung noch niedriger, nur etwa 80—90 Pfennige.

Das war im Jahre 1873, heute dürfte eine Enquete ganz anders ausfallen, denn seitdem hat sich die Lage der Landwirtschaft gewaltig geändert. Die Löhne sind noch weiter gesunken. Der mit Riesenschritten seinem Ruin entgegengehende Kleinbetrieb sucht sich durch möglichste Niederschraubung derselben zu halten, und der mehr und mehr kapitalistisch gewordene Großbetrieb folgt in Lohnfragen nur den Gesetzen der Plusmacherei. Der Tagelöhner zahlt die Beche in beiden Fällen.

Was heißt aber M. 1,44 pro Tag und auf 5—6 Köpfe vertheilt anderes als ein langames Hungerstichthum! Oder will man etwa einwenden, daß die Mitarbeit von Frau und Kind diesen Betrag doch noch beträchtlich erhöht? Es wird deshalb gut sein, die Lohnverhältnisse dieser sogleich in Betracht zu ziehen. Hier ist das Auffinden eines Maßstabes nicht schwer. *) Die Hälfte des Männerlohns für arbeitende Frauen und ein Viertel desselben für größere Kinder sind Normen, von denen fast nirgends abgewichen wird. So jämmerlich diese Löhne erscheinen mögen, so wäre es doch unseugbar ein großer Vortheil, wenn wenigstens noch dieser kleine Mehrverdienst tagaus tagein in die Taschen unserer Tagelöhnerklasse flöße. Dies ist aber durchaus nicht immer der Fall. Einmal sind nur ältere Eheleute in der beneidenswerthen Lage, ihre Kinder in das Arbeitsjoch zu spannen, und dann findet die Frauen- und Kinderarbeit in der Landwirtschaft nur periodenweise Verwendung. Hinsichtlich der Lohnausgaben ist der Landwirth eben sehr an Sparsamkeit gewöhnt und nur bringende Saisonarbeiten können ihn zu solchen bestimmen.

Zudem müssen wir Sommer- und Winterlöhne streng auseinanderhalten. Die letzteren stehen pro Tag immer um 10—30 Pfennig niedriger als erstere. Dieser Lohnausfall ist um so fühlbarer, als in die kalte Jahreszeit gerade die größeren Ausgaben für Heizung, Licht und wärmere Kleidung fallen.

Aber wir vergessen ja die Naturallohnung, zu der man auch die eventuelle freie Wohnung (ein ähnliches „Benefizium“ wie der Kartoffelader, um die Massen in die Abhängigkeit vom Kapital zu bringen) und die Ackerlieferung rechnen kann! Die Naturallohnung, durch welche die Leute vor dem Verhungern und der Obdachlosigkeit, kurz allen Zufällen, die dem Industriearbeiter sehr leicht zustößen können, geschützt sind, wie unsere Agrarier rühmredig ausposaunen.

Wir freilich können uns für Lohnleistungen, die so offenbar ihr Dasein dem Interesse des Kapitalisten verdanken, nicht erwärmen. Schon Bezeichnungen wie „Leuteroggen“, „Leutebrod“ u. s. w. lassen gar keinen Zweifel darüber, daß der Grundbesitzer auf äußerst geringe Qualität dieser Leistungen sieht.

Welche „Wohlthat“ für den Tagelöhner der Kartoffelader ist, war bereits ausgeführt.

Nicht minder traurig liegen die Wohnungsverhältnisse. Knechte und Mägde „logiren“ vielfach im Pferde- oder Kuhstalle. Die Gemeinde-Dominial- und Privatlasernen,

*) „Der durchschnittliche tägliche Geldlohn für ständig beschäftigte weibliche Arbeiter (Frauentagelohn), schreibt v. d. Goltz, bewegt sich in den einzelnen Theilen des deutschen Reiches zwischen 1,18 und 0,43 M. und beträgt im Durchschnitt des ganzen Reiches 0,73 M., also 52,5 % des durchschnittlichen Mannestagslohnes.“

in denen der größte Theil des ländlichen Proletariats haust, passen ihrer jämmerlichen äußeren und inneren Ausstattung nach wunderbar zu dem ganzen trostlosen Bilde ihrer Lage. Schmutz und Elend herrschen darin. In diesen überfüllten, oft mit dem Vieh getheilten Räumen sind Licht und Luft ebenso unbekannte Dinge, wie Behaglichkeit und Familienglück. Unfrieden, Noth, Jank und Klatsch gedeihen üppig. Der auch auf dem Lande immer weiter um sich greifende Schnapskonsum hat in dem heutigen „Heim“ des Proletariats seinen festesten Beschüzer.

Diese traurige materielle Lage des ländlichen Proletariats muß die Hoffnung auf seine baldige geistige Emanzipation allerdings sehr herabmindern. Erwägen wir aber, daß die Industriearbeiterklasse ehemals kaum in besseren Verhältnissen lebte, ja zum Theil heute noch lebt und sich trotzdem ihre jetzige moralische Machtstellung errungen hat, so liegt gar kein Grund vor, einen Anschluß des ländlichen Proletariats an die moderne Arbeiterbewegung für ganz aussichtslos zu halten.

Gewiß, die stumpfe Gleichgültigkeit, mit der noch Hunderttausende von Lohnarbeitern ihr grausames Geschick ertragen, hemmt schwer ihre Organisation, aber endgiltig verhindert kann diese doch nicht werden.

Nimmt die wirtschaftliche Entwicklung des platten Landes weiter ihren bisherigen Verlauf, woran auch gar nicht zu zweifeln ist, so wird der Kapitalismus dem geistigen und besonders politischen Leben der Landarbeiter unbedingt dieselbe Prägung geben, die in der Industrie heut fast fertig vorgezeichnet liegt.

Freilich, wäre die Sozialdemokratie nichts weiter als ein Produkt von „Agitatoren“, wie die Bourgeoisie behauptet, dann wäre wenig Aussicht für uns. Durch Agitation allein wird man die ländliche Arbeiterklasse, die leider noch vielfach in einer an Verthierung grenzenden geistigen Nacht von Unwissenheit und Aberglauben lebt, die bedürfnislos bis zum Hungertypus, stumpf und gedankenlos, ohne Wunsch und Wollen dahinvegetirt, wohl kaum zum Klassenbewußtsein erwecken. Für den jedoch, welcher, wie wir, ohne den ungeheuren Einfluß der Agitation zu unterschätzen, jede erfolgreiche geistige Entwicklung von einer vorhergehenden materiellen bedingt sieht, bleibt der unaufhaltbare Zusammenbruch der heutigen Gesellschaftsordnung auch auf dem platten Lande eine unerschütterliche Gewißheit, da auch dort der große Revolutionär Kapital mit dämonischer Macht die alten wirtschaftlichen Verhältnisse zu zertrümmern begonnen hat.

Wir sahen bereits, wie ungestüm die landwirtschaftliche Produktion zur Verallgemeinerung des Großbetriebes, zur Zentralisation des Kapitals drängt, wie hartnäckig die Maschine die alte Arbeitsordnung unterminirt, wie die Klassengegensätze sich immer feindlicher zuspitzen.

Den Riesenfarmen Amerikas muß die deutsche Landwirtschaft, wenn sie konkurrenzfähig bleiben will, eben solche entgegenstellen. Diese wieder, mit ausgesprochen kapitalistischem Charakter, bedingen vor allem eine leicht anziehbare und abzustoßende Proletarierarmee, die beweglich zwischen Industrie und Landwirtschaft pendelt und nichts mehr mit jenen fest ansässigen Tagelöhnerschaaren gemein hat, die einst auf der Scholle starben, auf der sie geboren, die in der Unwissenheit verkümmerten, in welcher sie durch Erziehung und Abgeschlossenheit von der Außenwelt gehalten wurden.

Die Anfänge dieser Bewegung sind bereits in Fluß. Das zeitweise Zurückfluten des industriellen Proletariats nach dem platten Lande ist eine bekannte Thatsache. Die industriellen Krisen schleudern einen großen Theil der abgestoßenen Arbeitskräfte als Bettler auf die Landstraße. Diese zieht das landwirtschaftliche und landwirtschaftlich-industrielle Kapital begierig an sich. Aus ihrer Mitte rekrutirt sich eine beträchtliche Zahl der Ernte-, landwirtschaftlichen Saison-, Zuderfabriks- und Brennereiarbeiter. Der Grundbesitzer verfügt somit jetzt schon über eine bedeutende Armee von Arbeitskräften, die er nicht das ganze Jahr über festzuhalten braucht. Dieselben Verkehrswege, die einst den Fortzug vom Lande begünstigten, erleichtern die Rückkehr.

Noch unendlich mehr ist aber innerhalb der Landwirtschaft selbst die Beweglichkeit der Arbeitermassen gewachsen. Die „freie Konkurrenz“ der landwirtschaftlichen Profit-Kapitale unter einander hat jene Bewegung geschaffen, die unter dem Namen „Sachfengängerei“ bereits die Regierung beschäftigt. Schon ihr bloßes Vorhandensein zeigt die bereits unaufhaltbare Auflösung der herkömmlichen Verhältnisse des platten Landes. Kein Besitz fetter die Massen mehr fest genug an die heimathliche Scholle, die Armuth hat sie wirklich „frei“ gemacht.

Und mit jedem Jahr wächst die Zahl dieser Sturmschwärme einer kommenden Zeit, die wie das Vieh verfrachtet bei beginnendem Frühling aus dem Osten nach Westen wandern und im Herbst die Keime neuer Lebensgewohnheiten und Anschauungen in die heimathliche Bedürfnislosigkeit und Geistesnacht tragen oder — die Heimkehr für immer vergessen, d. h. die unkultivirten und indifferenten Gegenden entvölkern helfen.

Die Entwicklung des französischen Naturalismus.

Eine eigenthümliche Erscheinung weist gegenwärtig das französische Literaturleben auf. Wenn man gewöhnt ist, die Literatur nicht als ein von dem übrigen Gesammtleben der Nation Losgelöstes zu betrachten,

wenn man die feinen Zusammenhänge verfolgt, welche die Kunst mit dem sozialen Untergrund verbinden, so wird man in den Wandlungen der französischen Literatur ein höchst charakteristisches Moment erblicken.

Der französische Naturalismus kann als die künstlerische Frucht der großen Revolution betrachtet werden. Schon vor dem Ausbruch der Revolution begann die Wandlung. Die Dichter des ancien régime waren Schmaroger an den Höfen und bei den Adligen gewesen; ihre Aufgabe war gewesen, ihre Mäcene zu preisen; und wie die Maler der Epoche etwa den König als Jupiter oder Imperator darstellten, so mußten auch die Schriftsteller ihre Auguste und Mäcene in mythologischer und antiker Verkleidung loben. Es war die Zeit der idealistischen Kunst, die Menschen wurden in der Darstellung zu Ueberlebensgröße erhoben, und in der Dichtung hallte der Rhythmus.

Die sich entwickelnde bürgerliche Literatur stellte sich spöttisch diesem hohlen Pathos gegenüber. Namentlich durch englischen Einfluß geschah es, daß die Götter, Könige und Helden aus der Kunst verschwanden und der simple Bürgermann an ihre Stelle trat; daß man die hochgepannten, idealen Gefühle aufgab, und die schlichten, bürgerlichen Anschauungen auch in die Kunst einfuhrte. Die Dichter des erwachenden Bürgertums waren Literaten, die von ihrer Arbeit lebten, Idealisten und Ideologen, welche ihren Kampf mit Begeisterung führten.

Aber diese Anfänge der bürgerlichen Kunst unterschieden sich fast durchweg nur im äußerlichen von der alten Kunst. Nur die Personen etwa hatten gewechselt; nur, daß man jetzt Bürger an Stelle der Könige sah. Aber die Auffassungs- und Darstellungsart war nicht verändert.

Das Wesentliche dieser Art der Darstellung war: die Isolierung des Menschen, sein Fertigsein, seine abstrakte Charakteristik. Der Mensch wird aufgefaßt als ein freies Wesen, von den ihn umgebenden äußeren Verhältnissen, dem sogenannten Milieu, unabhängig. Es dreht sich alles um den „Helden.“ Dieser Held erlebt oder macht eine Geschichte; er hat einen bestimmten, feststehenden Charakter; das ganze Kunstwerk ist in sich geschlossen und begründet, bildet einen völligen Kreis, in den weiter nichts hineingeht. Er ist etwa ein Geizhals oder ein Verschwender, ein Sanftmüthiger oder ein Zähorniger,

ein Starke oder ein Schwacher; und alles, was er thut, ist Ausfluß dieses seines Charakters.

Aber die Menschen haben nicht solche „Charaktere.“ Da giebt es nichts Klares, unabänderliches, da fließt und bewegt sich alles. Mag ein Mensch mit einer bestimmten, hervorragenden Eigenschaft geboren sein, das ist schon eine Ausnahme; aber in den tausendfältigen Beziehungen des äußeren Lebens, und unter dem ewig wechselnden, ewig anders kombinierten Einfluß der übrigen seelischen Umstände, wird er doch stets schillernde Handlungen hervorbringen. Nicht, wie diese Kunst meint, der innere „Charakter“ der Menschen ist es, welcher die Handlungen der Menschen verursacht. Die Handlungen sind das Resultat des Zusammenkommens von Außenwelt und Mensch. Und bei diesem Zusammenkommen überwiegt der Einfluß der Außenwelt, die ja im letzten Grunde auch den ganzen Menschen erst geschaffen hat.

Die Bedeutung der Außenwelt, das wäre also das nächste Problem der bürgerlichen Kunst, nachdem sie einmal den Idealismus verlassen hatte und sich auf dem Boden des Realen bewegte.

Aber wie will man die Außenwelt fassen? Soll man alle diese tausend Erscheinungen, aus denen sie sich zusammensetzt, in das Kunstwerk bringen? Soll man das Kunstwerk zum Konversationslexikon des Lebens machen?

Das geht offenbar nicht; man müßte vielmehr suchen, die Maschinerie dieser Außenwelt zu entdecken; man müßte die Momente der Außenwelt herausgreifen, welche das übrige bedingen, von denen alles andere abhängt. Durch Auffindung des allgemeinen Causalnexus hätte man alles vereinfacht.

Es ist klar, daß das, was von der Außenwelt uns am meisten und folgenschwersten bedingt, die sozialen Verhältnisse sind; vom sozialen Gesichtspunkte aus gesehen, lösen sich alle diese verwirren Erscheinungen in einer einfachen und schlichten Harmonie auf, erscheint die Außenwelt in voller Klarheit und Durchsichtigkeit.

Aber ehe man darauf kommen konnte, die Welt vom sozialen Gesichtspunkte aus zu betrachten, mußte man durch die Schule einer ökonomischen Revolution hindurchgehen; als der Klassenkampf in seiner unverhüllten Nacktheit auftrat, verschwanden alle idealen Mäntelchen und Decken; und hinter diesen Verhüllungen erblickte man das einfache soziale Getriebe, welches alles bestimmte, die Geschichte, das Leben, die Kunst, die Wissenschaft.

Balzac ist der erste Naturalist, d. h. der erste Künstler, der die Menschen aus den sozialen Verhältnissen heraus darstellt. So stark kommt das bei ihm zum Ausdruck, daß es ihm sogar selbst ins Bewußtsein tritt; er definiert seinen künstlerischen Plan als eine Darstellung des sozialen Frankreich seiner Zeit.

Etwas zurück tritt das soziale Moment bei den unmittelbaren Nachfolgern Balzacs, bei Flaubert und den Goncourts; der Angelpunkt wird es erst wieder bei Zola.

Dieser gilt dafür aber auch schon als höchst gefährliche Erscheinung. Mochte zu Balzacs Zeit die bürgerliche Gesellschaft schon korrumpirt sein; immerhin war noch der Abglanz der vergangenen, tüchtigen Zeiten vorhanden. Zola aber hat nur die Zeiten der Bonapartes und Boulangers erlebt. Mochte man zu Balzacs Zeiten schon das beginnende Regen des Proletariats spüren, mochten sich schon die trüben Wirkungen des Kapitalismus für die Arbeiter zeigen; das alles meldete sich doch erst schwächern an. Darum finden wir auch in Balzacs Schriften keinen Arbeiter. Aber Zola lebt in der Zeit der Sozialdemokratie, der Kommune und der großen Streiks; und bei ihm bildet die Schilderung des Proletariats eine Hauptpartie seiner sozialen Gemälde.

Der Naturalismus war dem Bürgertum angenehm gewesen, so lange er ihm nicht allzu unangenehme Sachen schilderte; schon bei Flaubert und den Goncourts wurde die Sache bedenklich; aber ganz unangenehm wurde ihm die naturalistische Poesie bei Zola. Und wenn es auch anfangs den Lesern einen gewissen pilanten Genuß bereitet hatte, die Sachen alle so ohne Feigenblatt zu sehen, schließlich wurde die Sache doch unangenehm, peinlich, und man fand, daß er Einem eigentlich zu viel zumuthete.

In neuester Zeit tritt denn auch eine literarische Reaktion gegen seine Art der Sozialschilderung auf. Sie wird verlassen, man vertieft sich mit Vorliebe in die psychologische Detailmalerei; man kommt wieder beim Individuum an. Es wird verkündet, daß man nur sich selbst genügend kenne, daß man nur durch Selbststudium zur psychologischen Erkenntnis kommen kann; und wie vormalig wird die Darstellung der sozialen Zusammenhänge außer Acht gelassen. Das einzelne, komplizierte Individuum bleibt als einziges Objekt der Kunst übrig. Die neueste Phase der französischen Literatur ist bereits ein entschiedener Verfall gegenüber dem von Zola erreichten Niveau.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 2. Berliner Reichstags-Wahlkreises.

Donnerstag, den 18. September 1890, Abends 8¹/₂ Uhr
Große Versammlung
in der **Bockbrauerei, Tempelhofer Berg.**

Tages-Ordnung:

1. Vortrag über: Die politische Lage. (Referent: Albert Auerbach).
2. Diskussion.
3. Verschiedenes und Fragelasten.

Neue Mitglieder werden aufgenommen. — Gäste haben Zutritt.

Um recht zahlreichen Besuch bittet

Der Vorstand.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.

1 Saal zu Versammlungen und
2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.

Herrmann Wuttke,
Friedrichsbergerstr. 20 pt.

nicht zu verwechseln mit Carl Wuttke früh. Weberstr. 10

Albert Auerbach,
Berlin S., Gottbuscher Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager
für Herren, Damen und Kinder.
Keelle Bedienung. — Feste Preise.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.
von

J. Meyer
Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,
(in der Ecke bei der Mantuffelstraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.
Doppelbügeltge Vorderkränze von 50 Pfg. an.
Topfpflanzen, Bouquets etc. gut u. billig.

Empfehle meinen werthen Freunden und
Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

Cigarren-Geschäft.
Carl Lehmann,
Brunnenstr. 83, dicht am Humboldttham.

W. Gründel's Restaurant
(früher: R. Wendl.)
Dresdener-Strasse 116.

Arbeitsnachweis und Verkehr der Buchbinder,
Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher,
Sattler und Gärtner.

Reichhaltiger Frühstück-, Mittags- und
Abendisch.

Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt Nr. 578.

Reichhaltiger Frühstück-, Mittags- und
Abendisch.

Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt Nr. 578.

Fachverein für Schlosser und Maschinenbau-Arbeiter
Berlins und Umgegend.

Montag, den 15. September, Abends 8¹/₂ Uhr

Grosse Versammlung

in Feuerstein's Salon, Alte Jakobstraße 75.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Herrn Pfarrer emer. Rendjora über Punkt 6 des sozialistischen Programms: „Religion ist Privatsache“.
2. Diskussion.
3. Aufnahme neuer Mitglieder und Entrichtung der Beiträge.
4. Verschiedenes und Fragelasten.

Bei der Wichtigkeit der Tagesordnung ist es Pflicht sämtlicher Mitglieder, in dieser Versammlung zu erscheinen. — Gäste willkommen.

Der Vorstand.

!! Achtung !!

Wiederholt ist mir die Mittheilung geworden, daß **Cravatten** mit **Lassalle-** und **Mary-**
bildern, die von hiesigen Bourgeoisie-Firmen angefertigt werden, als aus meinem Geschäft stammend,
in den Handel gebracht wurden.

Ich erkläre hiermit, daß die Form, womit die Bilder hergestellt werden, mein Eigentum ist
und keine andere hiesige Firma eine solche besitzt.

Wenn dennoch Cravatten mit Mary- und Lassallebildern von anderen Fabriken geliefert werden,
so sind dieselben mit meiner Form hergestellt und hat die Fabrik, der ich die Form zum Zweck An-
fertigung der Bilder anvertraut habe, mein ihr geliehenes Vertrauen mißbraucht.

Ich bitte daher die Genossen, welche einen derartigen Schicksal kaufen, sich bei dem Händler nach
dem Namen des Fabrikanten zu erkundigen, anderenfalls mir Mittheilung zu machen.
Mit sozialdemokratischem Gruß

Carl Wesh, Crefeld, Cravattenfabrikant.

Adresse genügt!

Freunden, Bekannten und Genossen empfehle mein langjähriges

Herren- und Knaben-Garderoben-Geschäft

auch halte stets ein **großes Stoff-Lager** zu Bestellungen nach Maß,
welche in eigener Werkstatt angefertigt werden.

Für guten Sitz wird garantiert.

J. Sax

1. Geschäft: Köpnickstr. 127 | 2. Geschäft: Drangelstr. 44
(nahe der Adalbertstraße) (Ecke Lübbenerstraße).

Süd-
Deutscher Postillon
Humorist.-satyr. Wochenschrift



Dieser Kotte, überall gern gesehene Junge (8. Herbst
9 Jahre alt und sprüht von lebensfroher Heiterkeit.

Der „Süddeutsche Postillon“ bringt scharfsinnige und
schmerz treffende Zeitgebilde und schwingt die Waage der
Götter über die politischen und sozialen Schäden.

Der „Süddeutsche Postillon“ bringt sorgfältig ver-
fertigten, herzerfrischenden Humor, mit der gleichen Schärfe
lenkt er vom Gefährlichen durch die Nebelwälder der Dichtung
und die blühenden Niederungen der Prosa.

Ein Stab ausgezeichneter Mitarbeiter steht dem „Süd-
deutschen Postillon“ zur Seite und die besten Zeichner, die
trefflichsten Künstler schmücken ihn mit prächtigen Bildern,
die aus dem öffentlichen und privaten Leben Heraus-
geholt sind.

Der „Süddeutsche Postillon“ verkündet nie den
Schlag, kommt stets aus rechter Zeit und ist der Liebling aller
Postagler.

Der „Süddeutsche Postillon“ erscheint monatlich 1 mal
und kostet frei ins Haus

vierteljährlich 40 Pfg.
Jede einzelne Nummer 10 Pfg.

Abgenommen im deutschen Postzeitungskatalog unter Nr. 5878
im Bayer. unter Nr. 601.

Redaktion und Expedition:
München, Fenefelderstraße 4.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Restaurant.
Internationales Weiß- und Bairisch-
Bier-Lokal.
Remthaler.
Grünauer-Strasse Nr. 1.

Schuh- und Stiefel-Lager
eigener Fabrik empfiehlt
A. Manthey, Linienstraße 245,
nahe der Neuen Königstr.